

Dokumentationszentrum
Oberer Kuhberg Ulm e. V.
– KZ-Gedenkstätte –

Mitteilungen

Heft 72 / Juni 2020

75 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz



Sonderausstellung „Nebenan“

Historische Hintergründe

Aus der DZOK-Arbeit

Mitgliederversammlung des Vereins · Fr., 17. Juli 2020 · 17 Uhr in der vh Ulm

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

wir möchten Sie auch und gerade in Corona-Zeiten mit diesen Mitteilungen über unsere laufende Arbeit informieren, historische Hintergründe vorstellen und zur erinnerungskulturellen Diskussion einladen. Wir freuen uns, Sie mit diesem Heft – nach all den Einschränkungen der vergangenen Monate – wie üblich zu erreichen. Das hat uns bei der Arbeit beflügelt.

Im Mittelpunkt dieser Mitteilungen steht die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz vor 75 Jahren. Wir fragen nach den historischen Verbindungslinien zwischen Ulm und Auschwitz und schauen auf die heutige Wahrnehmung eines Ortes, der wie kein zweiter zur Chiffre für den Holocaust wurde. Ich führe in die Entwicklung des KZ-Systems vom Oberen Kuhberg nach Auschwitz ein. Mein Ulmer Historikerkollege Ingo Bergmann schreibt zum Thema „Ermordet – Gerettet – Befreit: Ulmer Biografien und Auschwitz“. Annette Lein skizziert die Inhalte der für Ulm digitalisierten Wanderausstellung „Nebenan. Die Nachbarschaften der Lager Auschwitz I-III“ sowie der ebenfalls digitalisierten Begleitveranstaltungen dazu. Dieses Gesamtpaket bietet so unterschiedliche wie spannende Annäherungen an das Schwerpunktthema.

Auch das Kriegsende in Ulm vor 75 Jahren findet in diesem Heft Platz: So beschreibt Josef Naßl mit Blick auf die aktuelle Diskussion des Befreiungsbegriffs die Situation vor Ort. Karin Jasbar berichtet, wie die Stadt an den Luftkrieg erinnert und Annette Lein lädt dazu ein, noch einmal die vor fünf Jahren gezeigte und dann online gestellte DZOK-Ausstellung „Erinnern in Ulm“ zu besuchen. Sie veranschaulicht, wie in der lokalen Politik, Justiz und Gesellschaft von 1945 bis in die 2000er Jahre mit Schuld und Verantwortung für den Nationalsozialismus umgegangen wurde.

Und dann finden Sie im Heft – wie gewohnt – weitere Impressionen aus der Arbeit des DZOK: Zum Erinnerungszeichen und Gedenkbuch für die Opfer von NS-Zwangssterilisation und „Euthanasie“, zur pädagogischen Arbeit im Umgang mit menschenverachtender Sprache, zu unseren neuen digitalen Angeboten, Berichte vom DZOK-Team und nicht zuletzt ein Interview mit Prof. Morsch sowie einen Nachruf auf Elisabeth Hartnagel von Silvester Lechner.

Ich möchte mich an dieser Stelle besonders bei den ehren- und hauptamtlichen Redaktionskolleg*innen, unserem langjährigen Gestalter Rainer Ungermann und den Autor*innen bedanken. Alle haben trotz widriger Arbeitsumstände für ein inhaltsreiches Heft gesorgt. Ein besonderer Gruß geht an Nathalie Geyer, bei der lange die Fäden der Redaktion zusammenliefen und die sich beruflich verändert hat, sowie an Ángel Ruiz Kontara und Christian Schulz, die neu dazugekommen sind.

Wenn Sie dieses Heft in den Händen halten, haben wir die KZ-Gedenkstätte wieder mit kleinen Angeboten geöffnet und die ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen sind auch in der Büchsengasse wieder aktiv. Noch tasten wir uns vorwärts in eine neue Normalität – lassen Sie uns dies gemeinsam tun, z. B. bei der Mitgliederversammlung am 17. Juli, zu der ich Sie hiermit einlade.

Ich grüße Sie herzlich



Ihre Nicola Wenge

Einladung zur Jahres-Hauptversammlung

des Vereins Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg
Berichte und Diskussion

Freitag, 17. Juli 2020, 17 Uhr

Volkshochschule Ulm, EinsteinHaus am Kornhausplatz, Club Orange

Wir bitten coronabedingt um Anmeldung
unter info@dzok-ulm.de oder 0731-21312!

Inhalt

Vorwort	2
Was in Ulm am Oberen Kuhberg begann ...	3
Ulmer Biografien und Auschwitz	6
Sonderausstellung „Nebenan“	8
Digitales Begleitprogramm	9
75 Jahre Befreiung in Ulm	10
Online-Ausstellung „Erinnern in Ulm“	11
Gedenkveranstaltung und Publikation „17. Dezember 1944. Die Zerstörung Ulms“	12
Einweihung des Erinnerungszeichens	13
Begleitprogramm Erinnerungszeichen	15
Gedenkbuch „... aber ich hoffe, dass ich nicht verloren bin“	17
Schulprojekt „LebensWert“	17
Abschluss bibliothekspädagogisches Projekt	18
Neues Bundesprojekt „language matters“	19
Neue Social-Media-Kanäle des DZOK	20
Jahrestag Stiftung Erinnerung Ulm 2020	21
Erfahrungsbericht eines Guides	22
Praktikumsbericht	24
Nachruf auf Elisabeth Hartnagel	25
Impressum	26
Neues in Kürze	27
Neue Bücher	30
Veröffentlichungen des DZOK	34
DZOK-Programm Sommer/Herbst	35
Fördernde dieser Nummer	36
Beitrittserklärung	36

Titelbild: Haus und Garten von Emilia Kramarczyk in der Ortschaft Brzezinka in unmittelbarer Nähe des Vernichtungslagers Birkenau. Brzezinka wurde im 1941 durch die deutschen Besatzer zwangsgeräumt und weitgehend abgetragen, um das Material zur Errichtung des Lagers zu verwenden. Nach Kriegsende kehrten die Bewohner zurück und bauten z.T. mit Material aus dem leerstehenden Lager. Emilias Familie baute auf den erhaltenen Fundamenten ihr Haus neu auf. Foto: die arge iola

Was in Ulm am Oberen Kuhberg begann ...

Im allgemeinen Gedächtnis sind heutzutage die Begriffe „Konzentrationslager“, „Auschwitz“ und „Holocaust“ miteinander verschmolzen. Doch Auschwitz ist kein Synonym für die NS-Konzentrationslager. Auschwitz war Teil eines Systems, das u. a. in Ulm am Oberen Kuhberg begann. Dieser Artikel gibt Einblick in die Dynamik des Terrors und in die Entwicklung des zentralen NS-Unterdrückungsmechanismus.

Nicola Wenge

Die Konzentrationslager stellten ein wesentliches Herrschaftsinstrument des nationalsozialistischen Regimes dar: Politische Oppositionelle sowie rassistisch und sozial Verfolgte konnten ohne Gerichtsurteil und auf unbestimmte Zeit in ein Konzentrationslager eingewiesen werden. Die Konzentrationslager dienten unterschiedlichen, sich ständig verändernden und überlagernden Zwecken. In den Vorkriegsjahren nutzte die SS die Lager als Abschreckungsmittel, „Besserungsanstalten“ und Folterkammern, nur um im Krieg weitere Funktionen hinzuzufügen: Konzentrationslager wurden nun Orte der Kriegswirtschaft mit zahlreichen Außenlagern für KZ-Zwangsarbeiter, Hinrichtungsstätten und Menschenversuchsanstalten. Die Lager wurden gerade durch ihre Vielgestaltigkeit im zeitlichen Wandel definiert.

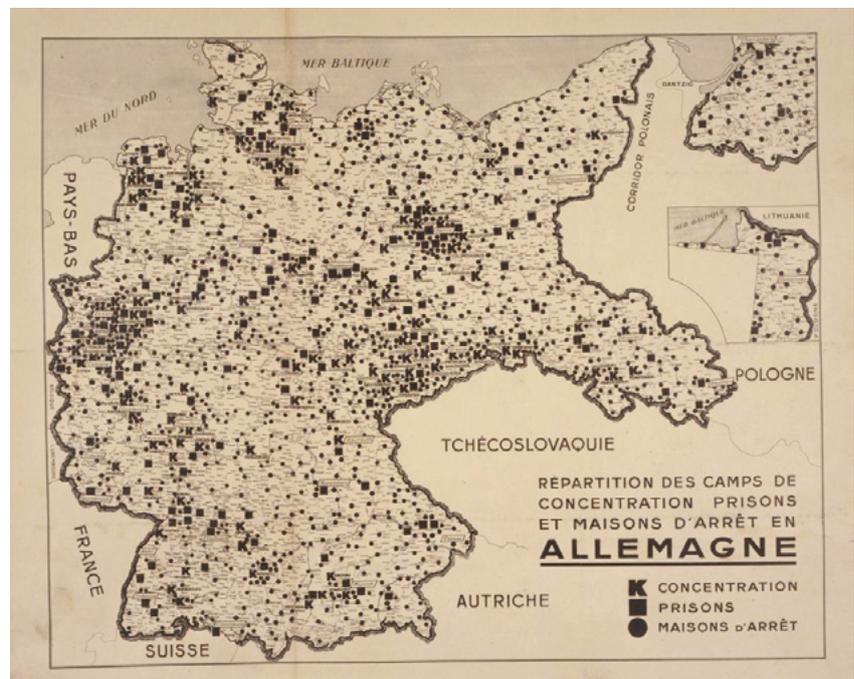
Die frühen Lager 1933-1935

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde eine riesige Zahl von Oppositionellen verhaftet, allein im Jahr 1933 waren dies bis zu 200.000 Menschen. Fast alle waren deutsche Staatsangehörige, die große Mehrheit von ihnen, vor allem in den ersten Monaten der NS-Herrschaft, Kommunisten. Die ganz überwiegende Zahl der politisch Verfolgten wurde in sogenannte „Schutzhaft“ genommen. Ein euphemistischer Begriff für unbegrenzte Inhaftierung, die sich lose auf die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28.2.1933 stützte. Diese Verordnung, von Hitlers Kabinett als Antwort auf den Reichstagsbrand erlassen, setzte elementare bürgerliche Rechte außer Kraft. Sie wurde in den Worten des emigrierten deutschen

Politologen Ernst Fraenkel zu einer Art „Verfassungsurkunde des Dritten Reiches“, die alle möglichen Machtmissbräuche rechtfertigte, darunter den Entzug der persönlichen Freiheit ohne richterliche Überprüfung oder Berufungsmöglichkeit.

Bereits im März 1933 wurden die ersten Konzentrationslager von SA, SS und staatlichen Stellen errichtet, in denen die Opfer der außergesetzlichen Verhaftungen untergebracht wurden. An diesen improvisierten Haftstätten außerhalb der Justiz waren die Häftlinge ungehemmter Gewalt ausgeliefert: in leerste-

militärisch genutzt werden sollte. Nach außen wurden das KZ Kuhberg und die anderen frühen Lager propagandistisch als „Besserungsanstalten für irreführte Volksgenossen“ dargestellt, um ihre Existenz zu legitimieren und die Haftbedingungen zu verharmlosen, vor allem gegenüber Kritik aus dem Ausland. Tatsächlich jedoch gehörten Misshandlungen und Folter zum Lageralltag. Gerade auch am Kuhberg, wo ca. 600 Häftlinge v.a. aus der württembergischen Arbeiterbewegung inhaftiert waren. Das Ulmer Lager wurde nach 18-monatigem Bestehen im Juli 1935



Die durch deutsche Emigranten 1936 erstellte Karte von KZ, Zuchthäusern und Gefängnissen zeigt das flächendeckende Ausmaß der frühen Verfolgung in den Jahren 1933-1935.

Quelle: Deutsches Historisches Museum Berlin

henden Kasernen wie am Truppenübungsplatz Heuberg, in stillgelegten Fabriken wie in Dachau oder in veralteten Festungsgebäuden wie dem Fort Oberer Kuhberg. Etwa 80 dieser frühen Konzentrationslager bildeten auf deutschem Boden ein Netz des Terrors, um Widerstand zu brechen und die Bevölkerung einzuschüchtern.

Auch das KZ Oberer Kuhberg war ein Teil dieses Netzes. Es wurde im November 1933 als staatliches Lager des Landes Württemberg eingerichtet. In Nachfolge des KZ Heuberg, weil der Truppenübungsplatz wieder

wieder aufgelöst, weil die Nationalsozialisten ihre Macht gefestigt hatten und die Umstrukturierung des KZ-Lagersystems längst im Gange war. Die verbliebenen Häftlinge wurden nach Dachau gebracht, das bei der Umstrukturierung der Lager eine wichtige Rolle spielen sollte.

Die Konzentrationslager in der Vorkriegszeit: Die Jahre 1935-1939

Schon im Sommer 1934 setzte eine Systematisierung des KZ-Systems unter Reichshoheit ein. Im Kampf um die Herrschaft über die Lager setzte sich die SS gegenüber SA, Landes- und Justizbehörden durch.

Reichsführer SS Heinrich Himmler ernannte Theodor Eicke im Juli 1934 zum „Inspekteur der Konzentrationslager“, dem fortan alle großen Konzentrationslager unterstanden. Und Eicke, seit März 1933 Lagerleiter von Dachau, begann mit ihrer systematischen Vereinheitlichung nach dem Vorbild Dachaus. Er stellte Bewachung und Betrieb unter die Herrschaft der SS-„Totenkopfverbände“. Nach außen schottete er das KZ-System gegenüber Justiz und Verwaltung weiter ab.

Die Konzentrationslager wurden ab Mitte der 1930er Jahre zunehmend zu einem Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik. Die „Schutzhaftbestimmungen“ wurden schrittweise ausgedehnt, um neben politischen Gegnern auch sogenannte „Feinde der Volksgemeinschaft“, „Sittlichkeits- und Gewohnheitsverbrecher“ und „Asoziale“ in die KZ sperren zu können. Einen Höhepunkt dieser sozialrassistischen Verfolgung bildete 1938 die Aktion „Arbeitsscheu Reich“, bei der weit

farbigen Stoffwinkeln markiert. Sie mussten um bessere Überlebensbedingungen konkurrieren und wurden einer brutalen Lagerhierarchie unterworfen, die nach „rassischen“ und anderen Kriterien der SS definiert war.

Die steigenden Häftlingszahlen und die intensivierten Kriegsvorbereitungen führten ab 1936 auch zu räumlichen Veränderungen im KZ-System. Die bestehenden Lager wurden mit Ausnahme Dachaus aufgelöst; neue, größere Lager nach militärstrategischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten erbaut: Das KZ-System bildeten nun die sieben Lager Sachsenhausen (1936) und Buchenwald (1937), die Steinbruchlager Flossenbürg und Mauthausen (1938), das Frauenlager Ravensbrück (1939), das KZ Neuengamme bei Hamburg (1939) und das vergrößerte Lager Dachau.

Die Konzentrationslager im Krieg

Der Zweite Weltkrieg hatte einmal mehr dramatische Auswirkungen auf das KZ-System. Unmittelbar nach Kriegsbeginn erhöhte sich die Zahl der Lager und Häftlinge rapide. Eine erste Verhaftungswelle im September 1939 erfasste wieder die politischen Gegner, darunter viele ehemalige Kuhberghäftlinge. Bald darauf wurden zehntausende Menschen aus den besetzten Gebieten, in der Regel politische Oppositionelle und Juden aus Osteuropa, in die Konzentrationslager verschleppt, wo die Versorgungsbedingungen schnell katastrophal waren. Unter den Häftlingen bildeten nun die osteuropäischen Lagerinsassen die größte Gruppe. Sie wurden gemäß der NS-Rassenideologie als „slawische Untermenschen“ besonders schlecht behandelt. Insgesamt stieg die Sterblichkeitsrate in den Lagern stark an. Dabei gingen die Chancen, das KZ zu überleben, entscheidend von der Herkunft und rassistischen Kategorisierung der Inhaftierten ab. Schon vor der gezielten Ermordung der Jüdinnen und Juden waren diese neben den osteuropäischen Häftlingen besonders gefährdet.

1942 wurden die Konzentrationslager dem Wirtschaftsverwaltungshauptamt der SS unterstellt. Sie wurden so Teil eines gigantischen Wirtschaftsunternehmens. Im Herbst 1942 fiel nach dem Überfall auf die Sowjetunion und dem Scheitern der deutschen Blitzkriegsstrategie die Entscheidung für die totale Ausbeutung der Häftlinge in der Rüstungsindustrie. Hunderttausende unterlagen dem Prinzip „Vernichtung durch Arbeit“. Allein in den

ersten acht Monaten des Jahres 1943 starben rund 60.000 der rund 220.000 Häftlinge an Auszehrung und durch Seuchen. Im August 1944 war die Zahl der registrierten KZ-Insassen trotzdem auf über 500.000 gestiegen, im Januar 1945 betrug sie über 700.000. Rund 90% von ihnen waren keine Deutschen. Das darf trotz aller regionalen Verankerung der Erinnerungskultur nicht vergessen werden.

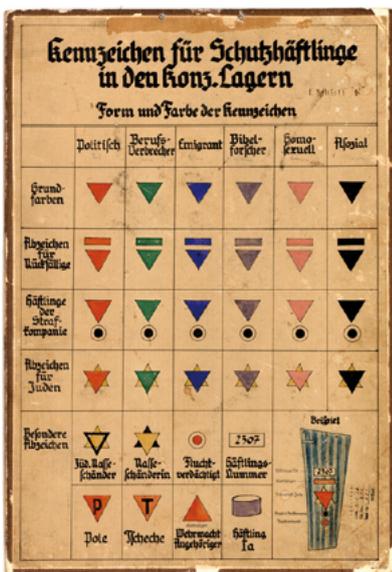
Mit dem sprunghaften Anstieg der Sklavenarbeit veränderte sich die Gestalt des Lagersystems noch einmal dramatisch: Bis 1944 waren 22 Konzentrationslager eingerichtet worden, z. T. auch in den eroberten Gebieten. Um sie legte sich ab dem Winter 1943/44 ein flächendeckendes Netz aus über 1.200 Außen- und Nebenlagern im besetzten Europa und im Deutschen Reich, vor allem an kriegswichtigen Produktionsstätten. In Württemberg entstanden einige Dutzend Außenlager der Konzentrationslager Natzweiler-Struthof, Dachau und Buchenwald. KZ-Häftlinge wurden seit Herbst 1942 in vielen deutschen Städten als Außenkommandos nach Luftangriffen eingesetzt, auch in Ulm. Dies geschah unter den Augen einer Bevölkerung, die den entkräfteten Häftlingen nur in Ausnahmefällen half.

Massentötungen in den KZ und die Errichtung der Vernichtungslager ab 1942

Parallel zur Ausweitung der Sklavenarbeit wurden die Konzentrationslager noch stärker in den Dienst einer radikalisierten Rassenpolitik gestellt, die im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion, in gezielten Tötungen an kranken und behinderten Menschen sowie im systematischen Massenmord an der jüdischen Bevölkerung und den Sinti und Roma kulminierte.

Die Konzentrationslager wurden nun zu Hinrichtungsstätten für mindestens 50.000 sowjetische Kriegsgefangene, die als „politische Kommissare“ aus der Gefangenschaft in die KZ überstellt worden waren, und sie wurden zu Menschenexperimentieranstalten. In fast allen Lagern unterzogen SS-Ärzte Gefangene, vor allem Sinti und Roma, grausamen medizinischen Experimenten, denen ebenfalls tausende zum Opfer fielen.

Mit der Entscheidung für die Durchführung des industriellen Massenmords an „Juden“ und „Zigeunern“ wurde schließlich das letzte Kapitel in der Entwicklung der nationalsozialistischen Lager aufgeschlagen. Zwischen Dezember 1941 und Juli



Kennzeichen für verschiedene Häftlingsgruppen in den Konzentrationslagern.

Quelle: Arolsen Archives

über 10.000 Menschen verhaftet wurden, unter ihnen viele Roma und Sinti. Immer mehr und neue Opfergruppen wurden in den Terror einbezogen: dazu gehörten Homosexuelle, Zeugen Jehovas (Bibelforscher) und engagierte Mitglieder der christlichen Kirchen. Seit 1938 kamen politische Gegner aus Österreich, dem Sudetengebiet und der Tschechoslowakei hinzu. Unmittelbar nach dem Novemberpogrom wurden über 25.000 Juden in die KZ verschleppt, um sie zur Emigration zu zwingen. Die verschiedenen Häftlingsgruppen wurden von der SS im Lager mit

1942 wurden in Polen und Weißrussland Vernichtungslager wie Treblinka, Belzec, Sobibor oder Chelmo errichtet. In ihnen wurden die Häftlinge nicht mehr „umerzogen“ oder wirtschaftlich ausgebeutet, sondern mit ausschließlich rassenbiologischer Begründung als „Juden“ oder „Zigeuner“ getötet. Die schon 1939/40 errichteten Konzentrationslager Auschwitz und Lublin (Majdanek) wurden 1942 in diesen systematischen Genozid einbezogen. Hier selektierte die SS zwischen Arbeitsfähigen, die durch Zwangsarbeit vernichtet werden sollten, und den Übrigen, die sofort nach der Ankunft in den Gaskammern ermordet wurden. Die beiden Lager wurden zu Zentren des millionenfachen Massenmordes.

zur Ausgrenzung und „Ausmerzung“ der als „minderwertig“ angesehenen Gruppen, schließlich zur Umsetzung der völkischen Neuordnung auf der Grundlage deutscher Vorherrschaft. Im Zweiten Weltkrieg überzog das Lagersystem das gesamte besetzte Europa, es hatte seine Anfänge aber in Deutschland, auch in Ulm, und es kehrte in den letzten Kriegsjahren wieder hierher zurück. Nur wenige Jahre waren vergangen, bevor aus den frühen KZ ein Lagersystem des Massen- und Völkermords wurde, in dem unvorstellbare Menschheitsverbrechen begangen wurden.

Das letzte Wort in diesem Text soll aber nicht dem nationalsozialistischen Terror gehören. Es soll den Opfern und den Überlebenden gelten. Ich

Konzentrationslager Dachau		Dachau den 15. Januar 1945.	
Arbeitseinsatz			
Dem Ausseer-Kommando	Glockner - Ulm	zugewiesen:	
1. Danielik Jan	SchP	63395	8. 5.12 Bauer 16
2. Karolak Stanislaus	SchP	64993	27.12.11 Arbeiter 16
3. Michonk Kasimir	SchP	42781	5. 2.16 Landarb. 16
4. Mieselj Ludwig	SchJg	59464	28. 7.04 Journalist 16
5. Skowronski Kasimir	SchP	53935	2. 2.15 Landarb. 16
6. Bulowatzki Iwan	KHFR	69867	4. 9.21 Bauer 24
7. Hahnbeck Titus	SchP	80382	22. 7.25 Schweisse 19
8. Kucharszewski Leo	Sch	34582	29.12.20 Schlosser 19
9. Maxaschow Nikolaj	SchA	34201	5. 4.24 Landwirt 20
10. Slawinski Kasimir	SchP	23517	16. 8.20 Schreiber 28

Übergeben: SS-Oberscharführer u. Arbeitseinsatzführer. Übernommen:

Transportliste des Außenlagers des KZ Dachau bei den 1936 von Klöckner-Humboldt-Deutz übernommenen Magirus-Werken vom 15. Januar 1945. Quelle: Arolsen Archives

Die Nationalsozialisten ermordeten in Auschwitz fast eine Million Juden, mehr als an irgendeinem anderen einzelnen Ort, und nachdem sowjetische Truppen schließlich im Januar 1945 das Lager befreit hatten, blieb ein großer Teil der Infrastruktur des Mordens erhalten. Dies ist ein Grund, warum wir so viel mehr über Auschwitz als über die anderen Vernichtungslager wissen. Ein zweiter sind die Zeugnisse der Überlebenden. Zu ihnen gehört auch Esther Bejerano, die als Jugendliche in Ulm gelebt hatte, im Mädchenorchester von Auschwitz spielen musste und die Befreiung auf einem Todesmarsch des KZ Ravensbrück erlebte.

„Wir müssen unsere Sinne schärfen“ – Primo Levi

Die nationalsozialistischen Konzentrationslager waren zuerst ein Instrument zur Sicherung der Macht, dann

möchte deshalb mit einem Zitat des italienischen Auschwitz-Überlebenden Primo Levi schließen. Es stammt aus seinem Buch „Die Untergegangenen und die Geretteten“ von 1986 und ist auch heute aktuell: „Gewalt ob ‚sinnvoll‘ oder ‚sinnlos‘, ereignet sich vor unseren Augen. Sie ist gegenwärtig in einzelnen und privaten Begebenheiten oder auch als vom Staat getragene Illegalität. Die Länder und die Menschen – so scheint es manchmal – warten nur auf den neuen Hanswurst... der die Gewalttätigkeit organisiert, sie legalisiert, sie als notwendig und geboten erklärt und die Welt vergiftet... Daher müssen wir unsere Sinne schärfen, den Propheten, den Zauberern und all denen misstrauen, die schöne Worte sprechen und schreiben, die aber durch keine guten Gründe gestützt sind.“

LITERATUR ZUM KZ-SYSTEM

Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, 9 Bände, München 2005-2009.

Ulrich Herbert, Karin Orth, Christoph Dieckmann (Hg.): *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur*, Frankfurt am Main 2002.

Stefan Hördler: *Ordnung und Inferno – Das KZ-System im letzten Kriegsjahr*, Göttingen 2015.

Eugen Kogon: *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, München 2004.

Primo Levi: *Die Untergegangenen und die Geretteten*, dt. Übersetzung, München 1990.

Geoffrey Megargee (Hg.): *The United States Holocaust Memorial Museum Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1945. Band 1: Early Camps, Youth Camps, Concentration Camps and Sub-camps under the SS-Business Administration Main Office (WVHA)*, 2 Bde, Bloomington 2009.

Karin Orth: *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte*, Hamburg 1999.

Jörg Osterloh, Kim Wünschmann (Hg.): *„... der schrankenlosesten Willkür ausgeliefert“. Häftlinge der frühen Konzentrationslager 1933-1936/37*, Frankfurt am Main 2017.

Jan Erik Schulte: *Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS. Oswald Pohl und das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt 1933-1945*, Paderborn u. a. 2011.

Wolfgang Sofsky: *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager*, Frankfurt am Main 1993.

Sibylle Steinbacher: *Auschwitz. Geschichte und Nachgeschichte*, München 2004.

Johannes Tuchel: *Konzentrationslager. Organisationsgeschichte und Funktion der „Inspektion der Konzentrationslager“ 1934-1938*, Boppard am Rhein 1991.

Nikolaus Wachsmann: *KL. Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, München 2016.

Nicola Wenge: *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, <https://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus/ravensbrueck/60677/das-system-der-nationalsozialistischen-konzentrationslager>.

Ulmer Biografien und Auschwitz

Es sind nicht nur die strukturellen Hintergründe, sondern gerade auch die individuellen Verfolgungsgeschichten, die das Wissen schärfen und den Blick auf die Komplexität der Verfolgung richten. Der Titel dieses Artikels deutet dies an: „Ermordet – Gerettet – Befreit“. Die drei Begriffe stehen für drei Ulmer Biografien, die mit dem Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz verknüpft sind: Mina Hirsch, Fritz Hirsch und Esther Bejarano.

Ingo Bergmann

Zwischen dem 20. Mai 1940 und dem 27. Januar 1945 wurden in den drei Hauptlagern Auschwitz I (Stammlager), Auschwitz-Birkenau und Auschwitz III (Monowitz) zwischen 1,1 und 1,5 Millionen Menschen ermordet.

Für die Überlebenden der Shoah, die Angehörigen der Opfer und deren Nachkommen steht Auschwitz aber nicht für die entrückte Summe von über eine Million getöteter Menschen, sondern ganz persönlich für den Tod geliebter Menschen. Es ist die persönliche, menschliche Dimension der Erinnerung an Auschwitz. Briefe, Dokumente und Fotografien berichten über die Schicksale. Sie bilden ein kollektives Gedächtnis, das in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, in Yad Vashem und den vielen anderen Gedenkstätten am Leben erhalten wird.

Große Bedeutung in der Erinnerungsarbeit kommt auch kleinen Initiativen und bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland und der ganzen Welt zu. Wo immer Gedenken individualisiert wird, transformieren sich die reinen Statistiken des Mordens in nachempfindbare Geschichten. Aus Nummern werden Nachbarn, Freunde und Verwandte. Die Individualisierung des Gedenkens weckt Empathie und führt die Erinnerung an dieses vergangene Kapitel der Geschichte in die Lebenswelt der Gegenwart.

Die Biografien von Mina Hirsch, Fritz Hirsch und Esther Bejarano zeigen die unterschiedlichen Verknüpfungspunkte Ulms mit dem Vernichtungslager Auschwitz. Es wird deutlich, dass die nationalsozialistische Juden-

verfolgung keine anonyme Aktion war und hinter jeder Zahl eine Biografie, ein Mensch steckt.

Ermordet

Mina Hirsch wurde am 29. Mai 1927 in Ulm geboren. Ihre Eltern waren Samuel und Ilse Hirsch. „Bobby“, wie Mina Hirsch von ihren Freundinnen genannt wurde, durfte nur kurz in eine reguläre Schule gehen. Die nationalsozialistischen Rassegesetze



Mina Hirsch, genannt Bobby, im September 1940. Foto: A-DZOK

schlossen Mina und die anderen jüdischen Kinder und Jugendlichen von den öffentlichen Bildungseinrichtungen aus. Sie konnte ab 1936 die jüdische Schule im Rabbinatsgebäude am Weinhof besuchen. Nachdem Mina Hirsch die Schule verlassen hatte, fand sie ca. 1940 in der Firma Neubronner & Sellin, wie die arisierten „Nathan Strauss Hüttenwerke“ nun hießen, eine Anstellung. Dort war ihr Vater leitender Prokurist. Samuel Hirsch durfte die Stellung trotz der „Arisierung“ des Unternehmens behalten. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde die Firma als kriegswichtig eingestuft und Samuel Hirsch war zunächst vor einer Deportation geschützt. Dass die Familie sich darauf nicht blind verlassen wollte, belegen die Auswanderungsbemühungen nach Chile, die in

letzter Minute zerschlagen wurden. 1941 wurde die Auswanderung verboten und die Vernichtung der europäischen Juden eingeleitet. Durch Samuel Hirschs Rolle als Spezialist in dem kriegswichtigen Unternehmen konnte eine Einreihung in eine der drei großen Ulmer Deportationen zunächst verhindert werden. Dies änderte sich im Frühjahr 1943, als im Rahmen der so genannten „Fabrikaktion“ tausende bis zu diesem Zeitpunkt als unabkömmlich geltende Juden ab dem 1. März 1943 gezielt verhaftet und mit ihren Familien direkt nach Auschwitz-Birkenau verschleppt wurden.

Zusammen mit 41 weiteren Juden aus Württemberg wurde die Ulmer Familie Hirsch an diesem ersten Tag der Aktion deportiert. Der Großtransport war zusammengesetzt aus Einzeltransporten aus Stuttgart, Trier, Düsseldorf und Dortmund. Insgesamt erreichten etwa 1.500 Personen am folgenden Tag die Selektionsrampe des Vernichtungslagers. Nur 150 Menschen wurden in das Lager eingewiesen, die anderen wurden umgehend in den Gaskammern des Lagers ermordet. Von Familie Hirsch fehlt seit dem 1. März 1943 jedes Lebenszeichen. Sie befinden sich unter den mehr als eine Million Opfern.

Gerettet

In Ulm existierte eine zweite Familie Hirsch, die nicht mit dem Ehepaar Samuel und Ilse Hirsch verwandt war. Diese zweite Familie Hirsch stammte ursprünglich aus Wankheim bei Reutlingen. 1876 kehrte der 20 Jahre zuvor aus Wankheim nach Amerika ausgewanderte Moritz Hirsch in seine schwäbische Heimat zurück und siedelte sich in Ulm an. Der amerikanische Staatsbürger heiratete hier Anne Moos. Das Ehepaar hatte vier Kinder: Otto, Martha, Edwin und Leo-



Anneliese und Fritz Hirsch. Foto: privat

pold. Moritz Hirsch führte zusammen mit seinem Bruder Heinrich das Bekleidungsgeschäft M. H. Hirsch in der Bahnhofstraße. Das Geschäft und die Wohnung befanden sich direkt neben dem Geburtshaus von Albert Einstein. Durch die Heirat von Leopold Hirsch und Frida Moos, der Tochter von Adolph Moos und Friederike Einstein, wurden beide Familien verwandt.

Nach dem frühen Tod von Moritz Hirsch im Jahre 1897 bauten die Brüder Leopold und Otto Hirsch das väterliche Geschäft weiter aus. Es wurde in die Hafengasse 18 verlegt. Die wirtschaftlich erfolgreiche Familie konnte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zunächst eine Wohnung in der beliebten Neutorstraße leisten. Später erwarb Leopold Hirsch das Gebäude „Neutorstraße 30“. Am 17.3.1908 bekam das Ehepaar sein erstes Kind: Fritz Moritz Hirsch. Im Jahr darauf folgte Hans und 1921 die Tochter Anneliese.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten litten die Familie und die Firma zunehmend unter Repressalien. Dennoch gelang es Leopold und Otto Hirsch, das Unternehmen durch Exporte zunächst am Leben zu erhalten. Doch nach der Pogromnacht vom 9. November 1938 musste die Firma aufgegeben werden. Die Familie setzte nun alles daran, das Land zu verlassen und auszuwandern. Als erstes gelang es, mit Hilfe von Albert Einstein die Ausreise für Anneliese zu organisieren. Sie konnte in die USA reisen und in den ersten Monaten bei ihrem berühmten Verwandten in Princeton unterkommen. Nach dem deutschen Überfall auf Polen und dem Ausbruch des Krieges im September 1939 wurden die Möglichkeiten zur Auswanderung immer geringer. Leopold und Frida Hirsch gelang die Emigration Dank der finanziellen Unterstützung Einsteins über die Transsibirische Eisenbahn, Korea und Japan nach San Francisco. In einem mehrseitigen Bericht erinnerte sich Leopold Hirsch an die abenteuerliche Flucht.

In Ulm verblieb Fritz Hirsch. Er arbeitete in der Kanzlei von Ernst Moos und half Juden bei der Emigration. Mit Fortschreiten der Judenverfolgung wurde das Büro aber auch gezwungen an den Deportationen mitzuwirken. Ernst Moos musste die zur Deportation bestimmten Ulmer*innen über ihr Schicksal in Kenntnis setzen und den Transport mitorganisieren.

Nach der letzten großen Deportation am 22.8.1942 nach Theresienstadt verblieb Fritz Hirsch als einer der

letzten Ulmer Juden in der Stadt. Im Rahmen der „Fabrikaktion“ erhielt er am 1. März 1943 seinen Deportationsbefehl nach Auschwitz-Birkenau. Von Ulm wurde er zusammen mit Samuel, Ilse und Mina Hirsch in das zentrale Durchgangslager am Stuttgarter Killesberg gebracht.

In letzter Sekunde gelang es Fritz Hirsch, die Gestapo davon zu überzeugen, dass er amerikanischer Staatsbürger sei. Durch die Geschichte der Auswanderung und Wiedereinwanderung seines Großvaters, Moritz Hirsch, konnte er offenbar insoweit Verwirrung stiften, als dass dieser Sachverhalt nicht adhoc geklärt werden konnte. Fritz Hirsch wurde wieder freigelassen und durfte nach Ulm zurückkehren. Für die nächsten Wochen lebte er im letzten jüdischen Haus der Stadt: Schuhhausgasse 9. Von dort schrieb er in einem Rot-Kreuz-Telegramm an seinen Vater und berichtete von seiner glücklichen Rettung. Der Gestapo gelang es auch in den folgenden Wochen nicht, die Geschichte zu widerlegen. Daraufhin wurde Hirsch als amerikanischer Zivilgefangener in Laufen in der Oberpfalz und später in Tittmoning interniert. Dort konnte er bis Januar 1945 unter relativ guten Bedingungen überleben. Ende Januar 1945 wurde er mit 1.000 weiteren Amerikanern in Südfrankreich gegen 1.000 Deutsche ausgetauscht. Nach der Übergabe stellten die Amerikaner fest, dass er kein Staatsbürger der USA war. Fritz Hirsch wurde aber nicht nach Deutschland zurückgeschickt, sondern über das Mittelmeer in ein Displaced Persons Camp in Algerien gebracht. Dort erlebte er das Kriegsende und lernte seine spätere Ehefrau Grete Rosenbaum kennen. Gemeinsam konnten sie mit Hilfe von Albert Einstein in die USA auswandern. In einem Brief nannte der Physiker das Überleben seines Großneffen „eine wundersame Rettung“.

Befreit

Als die Rote Armee am 27. Januar 1945 das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau erreichte, fand sie ca. 7.000 Überlebende vor. Viele starben aber in den folgenden Tagen an den Folgen der Haft. Zu den Überlebenden des Lagers, auch wenn sie zum Zeitpunkt der Befreiung nicht mehr in Auschwitz war, zählt Esther Bejarano.

Sie war am 15. Dezember 1924 in Saarlouis geboren worden und 1936 mit ihren Eltern Rudolf und Margarethe Loewy nach Ulm gekommen. Ihr Vater hatte hier die Lehrerstelle in der jüdischen Schule erhalten. Esther war zunächst Schülerin im



*Esther Bejarano, geb. Loewy, Ulm 1939.
Foto: A-DZOK*

jüdischen Landschulheim in Herrlingen und dann ab 1939 für einige Zeit in der Schule ihres Vaters. 1940 verließ die Familie Ulm. Während die Eltern nach Breslau gingen, zog Esther nach Berlin und bereitete sich später im „Gut Winkel“ und im „Gut Ahrensdorf“ auf eine Auswanderung nach Palästina vor. Dort wurde sie verhaftet und in das Zwangsarbeitslager Neuendorf überstellt. Das Lager wurde 1943 aufgelöst und die dort befindlichen Juden wurden am 20. April 1943 nach Auschwitz-Birkenau deportiert.

Nach der Ankunft in Auschwitz konnte Esther Loewy einen Platz im „Mädchenorchester“ des Lagers erlangen. Sie brachte sich das Akkordeonspielen bei und überlebte so die folgenden Monate. Jeden Morgen und Abend musste das Orchester für die aus- und einziehenden Arbeitskolonnen spielen. Nach einigen Monaten wurde Loewy Ende 1943 in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück überstellt. Gegen Kriegsende erfolgte die Räumung des Lagers und die inhaftierten Frauen wurden auf einen Todesmarsch gezwungen. In einem unbeobachteten Moment konnte Esther Loewy fliehen und untertauchen.

Nach der Befreiung emigrierte sie nach Israel und heiratete Nissim Bejarano. Im Jahre 1960 kehrte sie in die Bundesrepublik zurück und lebt seitdem in Hamburg. Esther Bejarano widmete ihr Leben der Erinnerungs- und Bildungsarbeit. Als Sängerin und Zeitzeugin tritt sie bis heute auf der Bühne auf und berichtet in Schulklassen von ihrem Schicksal.

Die Nachbarschaften der Lager Auschwitz I-III

Die Stuttgarter Fotografen Kai Loges (die arge lola) legen mit ihren Ausstellungsbildern Zonen an einer besonderen Bruchlinie von Geschichte und Gegenwart frei. Zu den Bildern einer Ausstellung, die Orte und Menschen im heutigen Oświęcim (Auschwitz) und Brzezinka (Birkenau) in unmittelbarer Nähe der ehemaligen Lager zeigt.

Annette Lein

Auschwitz gilt als ein vielfach „ausgeleuchteter“ Ort, seit Jahrzehnten erforscht, von Millionen Besuchern jedes Jahr besichtigt. Das Grauen, das sich mit diesem Ort verbindet, lässt andere Tatorte des nationalsozialistischen Völkermords in den Hintergrund treten. Keine andere Gedenkstätte zieht so viele Besucher*innen an wie das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau. Der Andrang hat sich in den vergangenen zehn Jahren fast verdoppelt.

Trotzdem existiert im unmittelbaren Umfeld des ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau 75 Jahre nach dessen Befreiung eine fast unbekannt Sphäre: die Lebenswelt von Menschen, die aufgrund historischer und biografischer Fügung zu Nachbarn dieser Schreckensorte geworden sind. Deren Alltag wird von den Fotografen Loges und Langen dokumentiert, oft überraschend und produktiv verstörend. Ihre Erkundungen, die sie in den letzten Jahren mehrfach nach Oświęcim und Brzezinka führten, konzentrieren sich auf das unmittelbare Umfeld der ehemaligen Hauptlager Auschwitz I-III: das Stammlager, das Vernichtungslager Birkenau und das Arbeitslager Monowice/Buna-IG Farben.

Typisch für die Arbeit der beiden Stuttgarter ist ein streng dokumentarischer Ansatz. Sie verzichten auf Requisiten, technische Raffinessen und Hilfsmittel der Fotografie. Schönen und Verfälschen kommt für sie nicht in Frage. Auch ihre Eindrücke von Auschwitz sind ohne Scheinwerferlicht wiedergegeben. „Künstliches Licht hätte die Szenen theatralisch wirken lassen. Das wäre unangebracht“. Diese Grundüberzeugung, auf einen Effekt eher zu verzichten als ihm unreflektiert zu erliegen, ist



Zufahrt zum Besucherzentrum am ehemaligen Vernichtungslager Auschwitz II/Birkenau. Der Pfosten steht im Gleisbett der Eisenbahnzufahrt ins Lager. Foto: die arge lola

Loges und Langen sehr wichtig. Ihre Fotografien sind zudem von einem sensiblen und zugewandten Blick auf die Menschen geprägt. Sie verknüpfen die Relikte der Vergangenheit mit ganz pragmatischen, aber auch emotional schwierigen lebensalltäglichen Dingen der Porträtierten – eben in der unmittelbaren Nachbarschaft, wie etwa der im Wind flatternden Wäsche auf einer Leine, in deren Hintergrund das Auschwitztor zu sehen ist und das als Leitbild der Ausstellung vorangestellt ist.

Für die Wanderausstellung „Nebenan – Die Nachbarschaften der Lager Auschwitz I-III“, die das DZOK am 8. Mai 2020 in digitaler Form eröffnete, haben die Fotografen fünfzig Fotografien ausgewählt. Die Bilder werfen grundlegende Fragen auf: Wie leben Menschen im Schatten einer einstigen Mordstätte? Wie gestaltet sich das Zusammenleben angesichts historischer Traumata? Wie verhalten sich individuelles und kollektives Gedächtnis zueinander?

Zur Reflexion dieser Fragen kombinieren die Fotografen die Bilder mit Texten, die räumliche und historische Verortungen ermöglichen sowie Zeitzeug*innen und Anwohner*innen zu Wort kommen lassen. Die Texte beschreiben Menschen und Biografien in einer Umgebung, die von extremer Gewaltgeschichte

gezeichnet ist. Diese Annäherung, gebündelt in der Ausstellung „Nebenan“, läuft für die Ausstellungsmacher auf die Frage zu: Was ist das, der Geist des Ortes, bzw. gibt es ihn überhaupt?

Die Präsentation der Sonderausstellung in Ulm ist Teil einer gemeinsamen Veranstaltungsreihe an Gedenkstätten in Baden-Württemberg unter dem Titel „1945 damals und heute. 75 Jahre nach der NS-Diktatur und dem Ende des Zweiten Weltkriegs“. Sie entstand in Kooperation zwischen der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen in Baden-Württemberg und der Landeszentrale für politische Bildung.

INFO

Kai Loges und Andreas Langen arbeiten seit 1989 zusammen. Zunächst für einzelne Projekte, seit 1994 fest als „die arge lola“ – ein Spiel mit dem Kürzel für Arbeitsgemeinschaft und den Anfangsilben ihrer Nachnamen. Loges und Langen haben an der FH Bielefeld Foto-/Filmdesign studiert und treten heute gemeinsam als Bild- und Konzeptautoren auf, Andreas Langen zusätzlich auch als Textautor. Daneben unterrichten beide an diversen Hochschulen.



<http://www.dieargelola.de>

Ein Gemeinschaftsprojekt in bewegten Zeiten

*Nachdem die geplante Sonderausstellung mit Begleitprogramm in der KZ-Gedenkstätte coronabedingt abgesagt werden musste, hat das DZOK-Team mit den beteiligten Künstlern und Referent*innen innerhalb von sechs Wochen eine Online-Ausstellung erarbeitet. Hier eine Vorstellung der neuen digitalen Inhalte.*

Annette Lein, Nicola Wenge

Zum 75. Jahrestag der Befreiung hatte das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg wie viele andere Gedenkstätten im Land ein umfangreiches Programm geplant, von langer Hand und im Verbund mit vielen anderen Erinnerungsorten im Land. Doch in Ulm wie überall mussten die Gedenkfeiern, Begegnungsprogramme, Ausstellungen und Veranstaltungen in Erinnerung an Befreiung und Ende des Zweiten Weltkriegs abgesagt werden. Und so hat sich das DZOK-Team auf die Suche nach angemessenen, alternativen Formen der Erinnerungs- und Informationsvermittlung begeben. Konkret ging es darum, die wichtigen Inhalte der Sonderausstellung „Nebenan“ zu zeigen und die Begleitveranstaltungen durchführen zu können. Das DZOK hat hierzu – mit Unterstützung der LpB und gemeinsam mit den Ausstellungsmachern und Referent*innen – in sechs Wochen ein vielfältiges Online-Angebot für seine Website und ausgewählte soziale Netzwerke entwickelt, das seit dem 8. Mai verfügbar ist. Hilfreich war dabei, dass wir schon auf Erfahrungen zurückgreifen konnten, die wir bei der Erarbeitung der DZOK-Online-Ausstellung „Erinnern in Ulm“ gesammelt hatten (siehe hierzu auch S. 11). Es wurden aber auch ganz neue digitale Formate realisiert.

Und so ist in wenigen Wochen aus der geplanten Sonderausstellung „Nebenan“ eine Online-Ausstellung mit 50 ausgewählten Fotografien geworden. Besucher*innen können diese Bilder auf unserer Website in einer Fotogalerie betrachten, um die Arbeiten im Detail anzuschauen und auf sich wirken zu lassen. Kai Loges und Andreas Langen haben darüber hinaus eine auf Ulm zugeschnittene Ausstellungspublikation verfasst. Nach einer Einführung kombinieren



Annette Lein im Gespräch mit Andreas Langen in der KZ-Gedenkstätte. Foto: bateau blanc, Malte Kirchner

sie darin die 50 ausgewählten Bilder mit prägnanten Kurztexten, die wertvolle Kontextualisierungen geben. Ein 30-minütiger Autorenfilm bietet zudem individuelle Erklärungen und weiterführende Reflexionen. Im Gespräch mit DZOK-Gedenkstättenpädagogin Annette Lein ebnet Fotograf Andreas Langen so anschaulich den Zugang zu einem ebenso komplexen wie wichtigen Thema.

So perspektivenreich die Ausstellung ist, so vielgestaltig ist auch das digitale Begleitprogramm, das den Schwerpunkt auf den Umgang der Deutschen mit Auschwitz von der Nachkriegszeit bis zur Gegenwart legt. Es besteht aus einer Lesung, einem Audiogespräch und einem Kurzfilm: Den Auftakt macht Autor Harald Jähner mit einer digitalen Lesung aus seinem Buch „Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945-55“. Der Autor gibt kommentierend Einblicke in seine viel beachtete Mentalitätsgeschichte der Nachkriegszeit, die 2019 den Preis der Leipziger Buchmesse gewann. Welche Lehren zog die Justiz aus den Menschheitsverbrechen von Auschwitz? Und wie bewähren sich Staat und Gesellschaft im Umgang mit aktuellem Rechtsterrorismus? Diesen und anderen Fragen von DZOK-Leiterin Dr. Nicola Wenge stellt sich Dr. Mehmet Daimagüler, einer der führenden Opferanwälte Deutschlands in einem 30-minütigen Audio-Interview. Der türkischstämmige

Jurist vertrat Nebenkläger im Lüneburger Auschwitzprozess, im NSU-Prozess und aktuell im Ulmer Prozess wegen eines Brandanschlags auf eine Romafamilie im Mai 2019. Die Prozesse bilden auch den roten Faden des Gesprächs.

In einem Kurzfilm präsentiert die Ulmer Lehrerin Anne Käßbohrer eine lokale Ausstellungsergänzung vor dem Eingangsbereich der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg. Sie stellt Kunstobjekte vor, die im Rahmen des Projekts „Nach der Sprachlosigkeit Worte finden“ entstanden sind. Schüler*innen und Senior*innen hatten die Werke in Auseinandersetzung mit ihrer Auschwitzexkursion 2019 unter Leitung von Georg Kocheise, Anne Käßbohrer (Hans und Sophie Scholl-Gymnasium Ulm) und Karl Giebeler (Männerakademie der vh Ulm) erarbeitet.

Ohne die unkomplizierte, engagierte und kreative Bereitschaft aller Beteiligten zur Erarbeitung dieser Formate wäre es nicht möglich gewesen, Ausstellung und Begleitprogramm derart facettenreich zu präsentieren. Unser besonderer Dank geht an die arge lola, Mehmet Daimagüler, die Firma intermetrics, Harald Jähner, Anne Käßbohrer und Malte Kirchner von Bateau Blanc für die gute Kooperation, die DZOK-Mitarbeitenden Josef Naßl und Katja Hamm sowie Sibylle Thelen und Christina Schneider von der Landeszentrale für politische Bildung für ihre Unterstützung.

„Endlich. Endlich ist es soweit. Wir sind frei!“

Am 24. April 1945 rückten amerikanische Einheiten aus Richtung Blaualt kommend in Ulm ein, gleichzeitig besetzten französische Truppen zunächst den Vorort Wiblingen. Auf Widerstand trafen die alliierten Truppen nicht, einzig die Donaubrücken waren noch in einem Akt letzten Kadavergehorsams von Wehrmachtssoldaten gesprengt worden. Für die Menschen, die in der zerstörten Doppelstadt Ulm und Neu-Ulm lebten, war der Krieg vorbei.

Josef Naßl

Die individuellen Erfahrungen der in Ulm verbliebenen Menschen waren geprägt durch die Zerstörung der Stadt in den letzten Kriegsmonaten, die Radikalisierung der Terrormaßnahmen im „Totalen Krieg“ und der menschenverachtenden Behandlung derjenigen, die als Arbeitskräfte für den Kriegseinsatz aus dem besetzten Europa zwangsrekrutiert waren. Der Vertrauensverlust breiter Teile der Bevölkerung in das NS-Regime stand im Kontrast zu den Durchhalteparolen der örtlichen Machthaber, die durch die schnellen militärischen Erfolge der Alliierten ad absurdum geführt wurden. In seiner letzten Ausgabe vom 21. April 1945 titelte das Ulmer Tagblatt dann nur noch lapidar „Lage hat sich östlich von Berlin und Lausitz verschärft“. Am 23. April verließen die führenden Ulmer Nationalsozialisten, Oberbürgermeister Friedrich Foerster, Polizeidirektor Erich Hagemeyer und Kreisleiter Wilhelm Maier, die Stadt und tauchten getrennt voneinander unter.

Die Ankunft der Besatzungstruppen weckte bei den Menschen in der Donaustadt ganz unterschiedliche Gefühle. Für die nach wie vor überzeugten Nationalsozialist*innen stellte sie einen Zusammenbruch, ja ein apokalyptisches Ende ihrer Lebenswelt dar. Die Masse der Mitläufer*innen schwankte zwischen Resignation und Erleichterung darüber, dass der Krieg nun endlich zu Ende war.

Eine Befreiung hingegen war sie vor allem für die tausenden Zwangsarbeiter*innen, die ca. die Hälfte der 25.000 in der Stadt zurückgebliebenen Menschen ausmachten. Sie hatten stark unter der

Ausbeutung und den zunehmenden unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen in Ulm gelitten und der Ankunft der Alliierten entgegengefeuert. So ist auch das im Titel verwendete Zitat aus einem Tagebucheintrag der polnischen Zwangsarbeiterin bei der Firma Telefunkon, Gabriela Knapaska, entnommen. Die 17-Jährige war mit ihrer Zwillingsschwester aus ihrer Heimatstadt Łódź nach Ulm verschleppt und zur Arbeit in der als kriegswichtig geltenden Röhrenproduktion in der Wilhelmsburg gezwungen worden.



Amerikanischer Panzer vor den Ruinen in der Hirschstraße am 24. April 1945. Foto: A-DZOK

Eine Befreiung war der Einmarsch auch für die Gegner*innen des Nationalsozialismus, sei es für widerständige Jugendliche wie den Ulmer Heinz Brenner, der im Oktober 1944 desertiert war und sich bis Kriegsende bei einem Netzwerk aus Helfer*innen auf der Alb versteckte. Oder auch für all jene, die nach frühen Erfahrungen der NS-Repression in der „inneren Emigration“ weiterlebten, wie der Ulmer Sozialdemokrat und spätere Mitbegründer der Schwäbischen Donauzeitung Johann Weißer. Befreit wurden im April auch die politisch widerständigen Ulmer wie Josef Schuhbauer, Emil Benz oder Alois Lohr, die die Konzentrationslager, darunter das KZ Buchenwald bei Weimar, überlebt hatten und die Ende April in ihre Heimatstadt zurückkehren konnten.

Eine Befreiung war der Sieg der Alliierten schließlich auch für die

wenigen Mitglieder der Ulmer jüdischen Gemeinde, die die Deportation und den Holocaust überlebt hatten. Von den vormals über 500 Ulmer Jüdinnen und Juden kehrte nur eine Handvoll Überlebender in ihre Heimatstadt zurück. Etwa Resi Weglein, die nach der Rückkehr Zeugnis ablegte über das unbeschreibliche Leid, das sie in Theresienstadt miterleben musste. Zurück kehrten auch einige Angehörige der jungen Generation der Ulmer Juden als alliierte Soldaten, die für diese Befreiung gekämpft hatten. Der 25-jährige Peter Ury, der im Sommer 1945 in britischer Armeeuniform nach Ulm kam und nach seiner Mutter Hedwig Ury suchte, erfuhr hier von Resi Weglein, dass sie über Theresienstadt nach Auschwitz deportiert worden war. Für die Opfer des Holocaust kam jede Befreiung zu spät.

Keine Befreiung gab es auch für diejenigen, die in psychiatrischen Heilanstalten untergebracht waren, die weiterhin unter katastrophalen Zuständen lebten und im Rahmen der „dezentralen Euthanasie“ an Hunger, Vernachlässigung und fehlender Behandlung starben oder gezielt getötet wurden. So starb der nicht einmal vierjährige Ulmer Norbert Groß noch am 23. Mai 1945 in der Heilanstalt Kaufbeuren, wo das Anstaltspersonal das nationalsozialistische Mordprogramm der „Kinder euthanasie“ nach der Besetzung der Stadt durch alliierte Truppen einfach fortführte.

Keine Befreiung stellte das Kriegsende auch für die inhaftierten Ulmerinnen und Ulmer dar, die als soziale Außenseiter oder Homosexuelle verfolgt worden waren, die als Verbrecher galten und deren Verfolgung nicht als nationalsozialistisches Unrecht anerkannt war und für die sich die Gefängnistore nicht öffneten.

Zunächst wurde das Kriegsende von der Mehrheit der Deutschen als Zusammenbruch und „Stunde Null“ begriffen, also als Zäsur, die eine in der Realität nicht konsequent vollzogene Abkehr vom Nationalsozialismus markieren sollte. Dieser Mythos diente dazu, die Opfernarrative der Nachkriegszeit zu verstärken, mit denen sich die Mehrheitsgesellschaft von individuellem Schuldempfinden befreite.

Befreit fühlten sich zunächst nur die Verfolgten, für die meisten Deut-

schen lebte das Gefühl der Niederlage weiter. Dies änderte sich mit der Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985, 40 Jahre nach Kriegsende. Er stellte fest: „Und dennoch wurde von Tag zu Tag klarer, was es heute für uns alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“ Von Weizäcker ging in seiner Rede intensiv auf den Holocaust und die deutschen Verbrechen ein

und widerlegte damals noch vorhandenen Geschichtslegenden und Relativierungen.

Heute, 35 Jahre nach der Rede Weizäckers, haben sich die Definitionen, wer denn besiegt und wer befreit worden ist, verändert. Laut einer Umfrage der Wochenzeitung „Die Zeit“ vom 28.4.2020 beziehen zunehmend mehr Deutsche den Begriff der Befreiung auf die damalige Mehrheit der Deutschen und konstruieren so ein relativierendes Geschichtsbild, das ein von einer kleinen Gruppe

Nazis verführtes Volk als Befreite begreift.

Der Journalist Alexander Neubacher fasste dieses Selbstbild der Berliner Republik im Jahr 2020 in einem jüngst erschienenen Artikel im „Spiegel“ mit dem treffenden Satz zusammen: „Befreiung ist jetzt der Begriff eines Deutschlands, das sich selbst begnadigt.“ (Spiegel-Online, 1.5.2020). Dieser Entwicklung kann der Schlusssatz der Weizäcker-Rede entgegengesetzt werden: „Schauen wir am heutigen 8. Mai, so gut wir es können, der Wahrheit ins Auge.“

Online-Ausstellung

„Erinnern in Ulm“ auf DZOK-Webseite

Auf der Webseite des DZOK gibt es seit 2016 die Online-Ausstellung „Erinnern in Ulm. Auseinandersetzungen um den Nationalsozialismus.“ Sie enthält wertvolle Informationen zum Schwerpunkt dieser Mitteilungen.

Annette Lein

Die DZOK-Ausstellung „Erinnern in Ulm“ wurde vor fünf Jahren gemeinsam mit dem Stadtarchiv zum 70. Jahrestag des Kriegsendes und der Befreiung erarbeitet. Sie zeigte erstmalig, wie in der lokalen Politik, Justiz und Gesellschaft nach 1945 mit Schuld und Verantwortung für den Nationalsozialismus umgegangen wurde. Die anschließend produzierte Online-Ausstellung bietet mehr als einen Überblick über die Ausstellungsinhalte: Sie enthält vielfältige vertiefende Materialien. Unter anderem ermöglichen Audiodokumente die Entdeckung einer perspektivischen Vielfalt von Menschen aus fünf Generationen, die erzählen, was die Erinnerung an den Nationalsozialismus für sie bedeutet. Zudem werden in sechs thematischen Rundgängen Akteur*innen, Ereignisse und Kontroversen um die Entwicklung einer Ulmer Erinnerungskultur von 1968 bis in die Gegenwart dargestellt. Die Präsentation historischer Quellen in den jeweiligen Kontexten ist dabei in vielerlei Hinsicht für die



Kundgebung im Fort Oberer Kuhberg, 9.5.1971. Foto: SWP-Archiv

Lesenden und Entdeckenden spannend und gut nutzbar. So enthält beispielsweise das Thema „Lokalgeschichte von unten – der lange Weg zur KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg“ lokalhistorische Dokumente, die von vielen Schüler*innen für die Erarbeitung ihrer Rundgänge genutzt werden. Den Nutzer*innen steht ein breites Spektrum an Materialien und Zugängen zum Thema zur Verfügung. Einen ganz speziellen Einblick in das umfangreiche Begleitprogramm zur Sonderausstellung ermöglicht die Online-Dokumentation der Ergebnisse eines Workshops zum Thema „Ulmer Bilder der Erinnerung“: Neben den Vorträgen der intergene-

rationellen Veranstaltung zu Themen wie „Ikonografie und Erinnerung“ wird eine Fotodokumentation des Arbeitsprozesses und der Diskussionsergebnisse gezeigt.

INFO

Die Ausstellung kann online angesehen werden unter:

 <https://dzok-ulm.de/sonderausstellung.html>

Der Katalog zur Ausstellung ist über das DZOK für 14,80 € zu beziehen.

17. Dezember 1944. Die Zerstörung Ulms

Am 15. Dezember 2019 fand im Ulmer Stadthaus eine Matinee zum 75. Jahrestag der Bombardierung Ulms statt. Neben einem Vortrag des Historikers Dietmar Süß stellte der Journalist Rudi Kübler sein Buch „17. Dezember 1944. Die Zerstörung Ulms“ vor, das in der „Kleinen Reihe des Stadtarchivs Ulm“ erschien.

Karin Jasbar

„Wie eine Stadt an den Luftkrieg erinnert ist nicht selbstverständlich.“ Denn die Erinnerung an den Luftkrieg war von Anfang an umstritten. Unter dieser Prämisse referierte der Augsburger Historiker Professor Dietmar Süß bei der Gedenkveranstaltung im Ulmer Stadthaus zum Thema „Der Luftkrieg im deutschen und europäischen Gedächtnis“.

Neben den Etappen des Luftkriegsgeschehens erst von deutscher und dann von alliierter Seite behandelte er auch Fragen nach dem „Warum“ der zunehmend verheerenden Bombardierungen. Die Spirale der Gewalt, die von den Deutschen bereits 1939 mit Luftangriffen auf zivile Ziele in Gang gesetzt worden war, wurde infolge der Durchhaltebefehle der deutschen Führung von den Westalliierten mit der Verschärfung der Mittel im Luftkrieg weiter gedreht. Sie wollten durch eine weitgehende Zerstörung der deutschen Rüstungsproduktion und Infrastruktur aus der Luft das Kriegsgeschehen abkürzen. Die Angst vor großen eigenen Verlusten nach den bitteren Erfahrungen des Ersten Weltkrieges mit dem jahrelangen Grabenkrieg waren nach Süß ihr Hauptmotiv. Bei den weitläufigen Flächenbombardements wurden auch keine Rücksichten mehr auf die deutschen Innenstädte und die Zivilbevölkerung genommen. Vielmehr sollte diese zermürbt und ihr Rückhalt für das NS-Regime gebrochen werden. Die deutsche Rüstungsproduktion ging tatsächlich bis zum Januar 1945 um ca. 30-40 % zurück, doch die deutsche Propaganda schwor die Soldaten und die Bevölkerung trotz der aussichtslosen Lage weiterhin auf ein Durchhalten ein und das Regime konnte sich bis zur totalen Niederlage im Zweiten Weltkrieg halten.

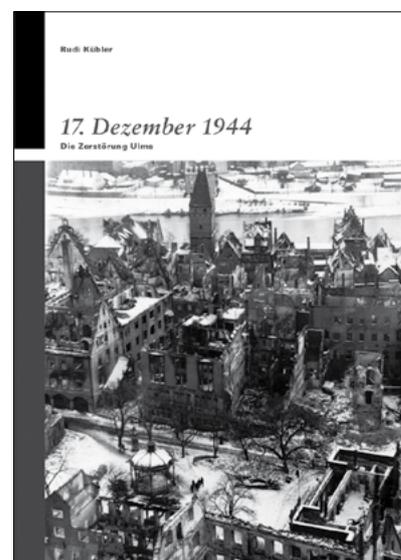
Im zweiten Teil seines Vortrags erläuterte Professor Süß das sich wandelnde Gedenken an die Bombenopfer in der Nachkriegszeit in Deutschland und einzelnen europäischen Ländern, v.a. in England. In beiden Ländern war die aus dem Krieg bekannte Beschwörung des Gemeinschaftsgeistes zu Beginn des Wiederaufbaus ähnlich. Doch von Anfang an gab es auch Appelle zur Versöhnung sowie Kritik an der unvorstellbaren Gewalt in der Kriegsführung auf beiden Seiten. Im Kalten Krieg und mit wachsender deutscher Integration in das Westbündnis war die öffentliche Aufrechterhaltung des Feindbildes zwischen den früheren Gegnern nicht mehr opportun. In der deutschen Erinnerungskultur kam es seit den 1980er Jahren zu Diskursverschiebungen mit sich wandelnden Opfer-/Täternarrativen. Mit der zunehmenden Offenlegung deutscher Gewaltverbrechen im Zweiten Weltkrieg und dem wachsenden Gedenken an die Opfer des Holocausts fühlten sich in Deutschland diejenigen, die vor allem das eigene Volk als Opfer des Krieges und des Bombenkrieges sahen, von der Erinnerungspolitik ausgegrenzt. In Ablehnung der Täterrolle wurde verstärkt ab den 2000er Jahren wieder öffentlich die Opferrolle reklamiert.

Nach diesem umfassenden, transnationalen Blick von Professor Süß auf das historische Geschehen sowie auf die Erinnerungspolitik war der zweite Teil der Veranstaltung den lokalen Ereignissen gewidmet. Der Journalist Rudi Kübler stellte im Gespräch mit Stadtarchivleiter Michael Wettengel einige Berichte aus dem Inferno der großen Ulmer Bombennacht vor, an deren Ende 707 Tote und 20.000 Obdachlose zu beklagen waren. Der Autor hat solche Schilderungen jahrelang gesammelt sowie auch Zeitzeugen oder ihre Nachfahren interviewt und nun darüber ein Buch veröffentlicht, das vom Stadtarchiv unter dem Titel „17. Dezember 1944“ herausgegeben wurde. Diese Buchvorstellung fand beim zahlreich erschienenen Publikum großen Anklang.

Die neue lokale Studie weist viele Vorzüge auf: Sie ist sorgfältig gestaltet, die Kapitel sind klug aufgebaut und die vielen Details werden spannend erzählt. Die Kombination aus Sach-

text, Augenzeugenberichten und schriftlichen Quellen ist gelungen. Man merkt, dass sich Kübler über viele Jahre fundiert und kenntnisreich mit der Ulmer Geschichte des Nationalsozialismus befasst hat. Und die Publikation verdient eine Erweiterung, denn liest man sie mit dem historischen Rüstzeug von Professor Süß, wünscht man sich eine Fortsetzung des schmalen Bandes: mit einer historischen Einordnung der Vorgeschichte des Bombenkrieges, einer quellenkritischen Kommentierung nationalsozialistischer Propagandatexte, mit Zeitzeugenberichten, die die Perspektiven der „Volksgenossen“ erweitern und kontrastieren, und mit Reflexionen der Ulmer Erlebnisgeneration zu den Ursachen und eigentlichen Verantwortlichen dieses Schreckens im zeitlichen Rückblick. Mit einem Kapitel zur örtlichen „Nachgeschichte“ des Luftkriegstraumas, so wie sie von Dietmar Süß auf Länderebene versucht wurde, könnte dieses noch nicht geschriebene Buch enden.

Und so haben Gedenkveranstaltung und Publikation nicht nur einen wichtigen und erkenntnisreichen Blick zurück ermöglicht, sondern auch neue Fragestellungen und Perspektiven eröffnet.



Gemeinsam Verantwortung übernehmen

Die Besonderheit und Stärke des Erinnerungszeichens für die Ulmer Opfer von NS-Zwangssterilisation und „Euthanasie“-Morden liegt u. a. in dem großen Netz der Beteiligten. Land, Stadt, Initiativkreis, Landgericht und DZOK brachten eine Vielfalt von Ressourcen, Blickwinkeln und Positionen zur Realisierung ein. Wir dokumentieren hier Auszüge aus Reden, die anlässlich der Übergabe des Erinnerungszeichens an die Öffentlichkeit am 27. Oktober 2019 gehalten wurden. Sie spiegeln die Perspektiven der Projektpartner.



Enthüllung des Erinnerungszeichens mit dem Vertreter des Initiativkreises Franz Schweitzer, DZOK-Leiterin Nicola Wenge, Sozialminister Manfred Lucha, OB Gunter Czisch und Landgerichtspräsident Lutz-Rüdiger von Au. Foto: A-DZOK

Gunter Czisch, Oberbürgermeister der Stadt Ulm

„Wir stehen hier an einem neuen Denkzeichen: Erstmals würdigen wir damit Ulmer Bürgerinnen und Bürger, die in der Zeit des Nationalsozialismus wegen ihrer Krankheit oder Behinderung verfolgt und ermordet wurden. [...] Wir bekennen uns mit diesem Erinnerungszeichen offen zu unserer Verantwortung. Es bleibt eine zeitlos wichtige Aufgabe, die Ermordeten der Anonymität zu entreißen, ein Zeichen für die Anteilnahme zu setzen und die Verfolgten posthum als Zugehörige zur Ulmer Bürgerschaft zu rehabilitieren. [...] Es ist ein wichtiges Signal, dass das Denkmal so prominent im Stadtzentrum verankert ist und es wurde aus gutem Grund genau hier errichtet. Denn das Erbgesundheitsgericht tagte von 1934-1944 hier im Justizgebäude. In unmittelbarer Nähe befand sich seit 1937 das staatliche Gesundheitsamt. Von ihm ging auf kommunaler Ebene die Initiative zur Erfassung und Verfolgung kranker und behinderter Menschen aus. Das Erinnerungszeichen leistet also am historischen Tatort historische Aufklärung und informiert über Tathintergründe und Beteiligte. [...] Die Stadt Ulm brachte sich ideell, praktisch, inhaltlich und finanziell ein. Sie übernahm Verantwortung, denn auch städtische Ämter und Behörden waren wichtige Akteure des Ausgrenzungsprozesses von kranken und behinderten Menschen im Nationalsozialismus. Hieraus ergibt sich die besondere moralische Verpflichtung der Stadt Ulm, an die Verfolgten als Bürgerinnen und Bürger zu erinnern. Dass der Impuls hierzu aus der Bür-

gerschaft kam und das bürgerschaftlich getragene DZOK Hand in Hand mit dem Initiativkreis, dem Stadthaus und Stadtarchiv eine wichtige Rolle bei der Planung und Durchführung des Gesamtprojekts spielte, zeigt, wie eng in Ulm Zivilgesellschaft und städtische Einrichtungen für eine lebendige Erinnerungskultur zusammenwirken.“

Manfred Lucha, Minister für Soziales und Integration Baden-Württemberg

„Meine Damen und Herren, Ich zitiere: ‚125 Mark sind die Ausgaben für ein gesundes deutsches Schulkind. Um wieviel Prozent teurer kommt dem deutschen Volk ein Geisteskranker oder Krüppel?‘ So lautet eine Rechenaufgabe in der Zeit des Nationalsozialismus – und ich meine, das sagt alles aus. [...] Angeborener Schwachsinn oder Schizophrenie, erbliche Blindheit oder Taubheit, Epilepsie oder schwerer Alkoholismus: Betroffene waren laut Nazis ‚lebensunwert‘, ‚Parasiten am deutschen Volkskörper‘. Zwangssterilisationen waren der Anfang, sie mündeten in die ‚Euthanasie‘-Morde. [...] Was da passierte war kaltblütiger Mord – ein Mord, den das eiskalte, technokratische Zusammenspiel von Machtapparat, Medizin, Wissenschaft, Justiz und Wirtschaft erst möglich machten. Ein Mord, den auch das Land Baden-Württemberg mit zu

verantworten hat. [...] Anders als bisweilen vermutet, gab es sehr wohl Handlungsspielräume auf Landesebene. Doch diese Spielräume nutzten die Ministerien nicht, um das Unvorstellbare etwa zu mildern; sondern um die Reichsdirektiven noch schärfer umzusetzen. [...] Die höhere Beamtenschaft bekundete eine große Kooperationsbereitschaft und handelte eigenverantwortlich. [...] Hier am Landgericht Ulm und mit Blick auf das frühere staatliche Gesundheitsamt befindet sich jetzt das Erinnerungszeichen für die Ulmer Opfer von NS-Zwangssterilisationen und ‚Euthanasie‘-Morden, das wir heute einweihen. [...] Gemeinsam übernehmen Sie Verantwortung. [...] Verantwortung übernimmt auch das Land Baden-Württemberg und hat das Projekt mit 50.000 Euro gefördert. Damit möchte auch die Landesregierung klar machen, wie wichtig es ist, unsere Erinnerungskultur zu pflegen. Vor allem heute. [...] Machen wir uns bewusst: Die Fähigkeit, Geschichten zu erzählen und uns zu erinnern, Verstorbenen zu gedenken und ein kollektives Gedächtnis zu entwickeln: Das ist es, was uns zu Menschen macht. Wer sich erinnert, kann nicht unmenschlich handeln. Keine Nation kann sich die Geschichte aussuchen. Doch der Umgang damit: Das ist die Grundlage für unsere Zukunft. Wie wir damit umgehen: Das entscheiden wir selbst.“



Einweihung unter großem öffentlichen Interesse. Foto: Georg Wodarz

Lutz-Rüdiger von Au, Präsident des Landgerichts Ulm

„Herzlich willkommen hier im Schwurgerichtssaal, sozusagen dem Herzstück unseres Justizgebäudes. Hier, wo Woche für Woche Strafverhandlungen stattfinden. [...] Und das in langer Tradition. [...] 1819 – vor 200 Jahren – markiert bei uns auch die Geburtsstunde der Unabhängigkeit der Gerichte. [...] Wir wissen aber: Im weiteren Verlauf der Geschichte kam es zu schweren und schwersten Verletzungen der richterlichen Unabhängigkeit. In der für die deutsche Justiz dunklen Zeit des Nationalsozialismus wurde sie sogar völlig aufgehoben. Eine allzu willfährige, gleichgeschaltete Justiz war Teil des Unrechtssystems. Wir wollen dieser Zeit in Ulm, der Opfer und der Täter, mit dem jetzt eingeweihten Erinnerungszeichen direkt an der Fassade des Justizgebäudes an der Olgastraße gedenken. Auch wir Ulmer Richter bekennen uns zu unserer historischen, moralischen, aber auch rechtlichen Verantwortung für die Gräueltaten im NS – auch in Ulm. Freilich nicht nur in Ulm, so dass ich auch für die gesamte Justiz in Baden-Württemberg sprechen kann. Die Täter waren auch Richter. Sie waren Beamte, sie waren Ärzte, sie waren Pflegekräfte. Aber eben auch Richter. Richter, die in unserer heutigen Gesellschaft in Deutschland unsere gemeinsamen Werte eigentlich schützen sollen. Richter, die sich für die rigorose ‚Rassenhygiene‘ im Sinne der NS-Ideologie haben gleichschalten lassen und die sich in tiefe Schuld verstrickt haben. Als ‚Erbgesundheitsgericht‘ über Zwangssterilisationen entschieden haben. Und damit Opfer von Unrecht hinterließen. [...] Und damit körperliche und seelische Verletzungen verursachten, unter denen die Betroffenen und ihre Angehörigen oft ein

Leben lang zu leiden hatten. [...] Die Entscheidungen des damaligen Erbgesundheitsgerichts waren schreiendes Unrecht. Sie wurden allerdings erst sehr spät juristisch aufgehoben. [...] Auch die Justiz hat sich erst spät zu ihrem Anteil an der NS-Willkür bekannt. [...] Die Erinnerung dient dem Gedenken an die Opfer. Sie dient aber auch der Mahnung. Sie mahnt uns, auch uns aktive Richter, zur Wahrung der Menschenwürde, von Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. [...] Wir sehen jedenfalls, wie verletzlich Demokratie und Rechtsstaat sind. Sie müssen immer wieder neu belebt werden. Und auch gelebt – auch hier in unserem Gerichtssaal.“

Dr. Mark Tritsch, Initiativkreis Erinnerungszeichen

„... Wir haben eigentlich vor allem den Anstoß gegeben, das Dokumentationszentrum, das Landgericht, die Stadt und das Land haben daraus ein Erinnerungsgeschehen gemacht, in dem an die Opfer von Zwangssterilisation und NS-‚Euthanasie‘ auf vielfältige Art und Weise gedacht wird. Warum machten wir das? Das menschenvernichtende Tun der Nationalsozialisten in Deutschland nahm viele Gestalten an. Auch neben der epochalen Dimension der Shoah hatte das Morden von schutzlosen kranken Menschen ein Ausmaß, das nur erschüttern kann. [...] Wie viele Familien haben solche Verluste verschwiegen oder verheimlicht, wie viele Menschen kannten solche Familien? Das ist ein Teil der heimlichen Geschichte Deutschlands, in jeder Straße, in jeder Stadt. Es ist Zeit, auch mit dieser Geschichte ehrlich umzugehen. Manche würden

fragen: Erst jetzt? Ich würde antworten – es ist zugegebenermaßen spät, aber jetzt wird's gemacht. [...] Und jetzt, was können wir über die Zukunft sagen? Wünschen wir uns eine Zukunft, in der jeder Mensch mit psychischer oder physischer Behinderung die Chance hat, das Bestmögliche aus seinem Leben zu machen; und dass er anderen das geben kann, wozu er in der Lage ist; und dass er die Solidarität und Mitmenschlichkeit bekommt, die er zu Recht erwartet. Und erinnern wir an jene dunklen schrecklichen Zeiten vor 80 Jahren, so dass uns immer bewusst wird, was aus einer Kultur der Menschenverachtung werden kann.“

Dr. Nicola Wenge, Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg

„... Erstes zentrales Anliegen des Erinnerungszeichens ist es, die Opfer im öffentlichen Raum persönlich und individuell zu würdigen. Deswegen werden auch die Namen der ermordeten Menschen als Signum der Individualität genannt. Dieses Namensband reicht von Bernhard Ammann, der von der Landesfürsorgeanstalt Oberer Riedhof nach Grafeneck verschleppt wurde, bis zu Gustav Zinke, der als Musiker am Stadttheater Ulm beschäftigt war, bevor er erkrankte und als ‚lebensunwert‘ ermordet wurde. Nach umfangreichen Recherchen stehen dort nun 183 Namen. Dahinter verbergen sich 183 Lebens- und Leidengeschichten, von denen viele gänzlich unbekannt waren. [...] Ein zweites zentrales Anliegen besteht darin, über die Tathintergründe und Tatbeteiligten zu informieren. [...] Das Erinnerungszeichen ist zugleich eine skulpturale Geste des Sichtbarmachens von verborgener Geschichte und Träger von Informationen. [...] Und nun zum dritten und letzten Anliegen des Erinnerungszeichens: Es soll Mahnung, Denkanstoß und Bekräftigung für die Gegenwart sein. [...] Mit dem Wissen um die begangenen Verbrechen, die der deutsche Staat und die deutsche Gesellschaft seinen behinderten und kranken Bürgerinnen und Bürgern angetan hat, kann das heutige Recht auf Teilhabe, auf Inklusion, auf ein selbstbestimmtes Leben nicht hoch genug geschätzt werden. Es ist ein zentrales gesellschaftliches Gut, das mühselig erstritten wurde. Und es ist ein Versprechen, das es im Alltag immer wieder neu einzulösen gilt. Möge das Erinnerungszeichen dazu Denkanstoß und Anlass sein.“

Anteilnahme – Erkenntnisse – Kontemplation

„Einen vielschichtigen (Ge)Denkprozess anstoßen, der weite Teile der Stadtgesellschaft einbindet und das Erinnerungszeichen als Mittelpunkt einer aktiven Erinnerung an das begangene Unrecht etablieren soll.“ Das hatten Annette Lein und Mark Tritsch als Ziel des Begleitprogramms in den Mitteilungen 70 formuliert. Eine kurze Rückschau auf das Programm soll zeigen, wie das gelungen ist.

Karin Jasbar, mit Unterstützung von Franz Schweitzer und Mark Tritsch



Teilnehmer der Exkursion in die Gedenkstätte Grafeneck am 11.1.2020. Foto: A-DZOK

Große Resonanz fand ein Podiumsgespräch von Nicola Wenge mit Angehörigen von Ulmer „Euthanasie“-Opfern im Haus der Stadtgeschichte. Es war berührend zu hören, welche Hindernisse die Enkelinnen von Josefine Angermaier und Josefine Munding sowie die Nichte von Karl Rueff überwinden mussten, um wichtige Mosaiksteine des Lebens, Leidens und schließlich des Sterbens ihrer Großmütter bzw. ihres Onkels zu finden. Auch was sie zu dieser Suche anregte und schließlich bewegte, ihre Informationen in diesem Gespräch mit der Öffentlichkeit zu teilen.

Übervoll war es im selben Raum, als die Herausgeber Michael Wetzengel und Ulrich Seemüller vom Stadtarchiv sowie Nicola Wenge vom DZOK zusammen mit Josef Naßl, Autor neben Gudrun Silberzahn-Jandt, das Gedenkbuch für die Ulmer Opfer von Zwangssterilisation und „Euthanasie“-Morden präsentierten. Neben Angehörigen von Verfolgten, Vertretern von wissenschaftlichen und politischen Institutionen, Kirchen, der Stolpersteingruppe und Einrichtungen für Menschen mit Behinderung fanden sich erneut viele Bürger*innen ein. Sie folgten interessiert und sichtlich bewegt den Ausführungen und Bildprojektionen sowie einer Lesung von biografischen Abschnitten aus dem Gedenkbuch durch Schülerinnen des Schubart-Gymnasiums (siehe hierzu auch S. 17).

Eine von der Ulmer Ärzteschaft unterstützte Exkursion zur Gedenkstätte Grafeneck, einer auf der Schwäbischen Alb gelegenen Einrichtung für behinderte Menschen, die 1940

zur Vernichtungsstätte umfunktionierte, stieß ebenfalls auf großes Interesse. Martin König und Mark Tritsch vom Initiativkreis für das Erinnerungszeichen begleiteten die Teilnehmer*innen aus verschiedensten Lebensbereichen, darunter einige Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen. Thomas Stöckle, Leiter der Gedenkstätte, und Kathrin Bauer, pädagogische Mitarbeiterin, informierten über die Organisation des Verbrechens an diesem Tatort sowie über den Wandel der dortigen Formen des Gedenkens. Obwohl viele Fragen zum Hintergrund der Täter und zum Schicksal der Opfer gestellt wurden, blieb trotzdem auch Zeit für Reflexion am historischen Ort der Gaskammer und an den verschiedenen Erinnerungszeichen. Auch zum Blättern in dem im Freien ausgestellten Namensbuch der Opfer.

Über die gesellschaftliche Teilhabe von behinderten Menschen heute, zehn Jahre nach Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland, wurde am Tag der Menschenrechte (10. Dezember) im Haus der Begegnung diskutiert. Anna Pfisterer von der Ulmer Ergänzenden Unabhängigen Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung (EUTB) moderierte das Gespräch mit Maria Peter, Beschäftigte in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung und Mitglied im Werkstatttrat, Heinrich Prüller, langjähriger Vorstand des Ulmer Vereins „Gemeinsam reisen mit Behinderten“ und selbst Rollstuhlfahrer, sowie Gertrud Vaas vom Blinden- und Sehbehindertenverband

Alb-Donau und Karl-Josef Edelmann vom Katholischen Blinden- und Sehbehindertenwerk BaWü. Die vier Gäste schilderten ihre heutige Situation als Mensch mit Behinderung und gaben einen eindrucksvollen Einblick in ihre eigenen Bildungs- und Berufserfahrungen. Deutlich wurde, dass es *den* Menschen mit Behinderung nicht gibt, sondern dass zum Beispiel ein Mensch mit Lernschwierigkeiten in seinem Leben auf andere Hürden stößt als eine blinde Person. Ob sich die Gleichberechtigung der Menschen mit Behinderung in den vergangenen Jahren tatsächlich verbessert hat, beantwortete Maria Peter so: „Ja, es gibt Verbesserungen, aber vor allem ist noch mehr Hilfe zur Selbsthilfe nötig“. Die Teilnehmenden waren sich einig, dass es neben der individuellen Anstrengung auf inklusiv denkende und handelnde Institutionen, wie Behörden, Firmen und Vereine ankomme, damit eine echte Teilhabe im Alltag und Beruf möglich ist. Und: es gibt noch viel zu tun. Dazu ist eine breite gesellschaftliche Solidarität und ein „inklusives Bewusstsein“ aller notwendig.

Die sogenannten Mittagsgespräche am Gedenkort boten gute Austauschmöglichkeiten über die Verfolgungsschicksale, an die mit dem Gedenkzeichen am Landgericht Ulm erinnert wird – und über den Gedenkort selbst. In den Wochen nach der Einweihung waren vier Termine von jeweils ca. 20 Minuten für informelle und für alle offene Treffen angesetzt mit Personen, die im Umfeld der Errichtung des Denkmals tätig bzw. verantwortlich waren, wie z. B. mit Nicola Wenge

und Ulrich Seemüller (wissenschaftliches Konzept) oder Gerhard Braun (Gestaltung). Im Gespräch mit der Juristin Julia Böllert, die sich mit Kolleg*innen vom Landgericht durch die Gestaltung einer Ausstellung aktiv mit der Rolle des Ulmer Erbgesundheitsgerichts auseinandergesetzt hatte, wurde beispielsweise über die juristische Umsetzung des Gesetzes zur Zwangssterilisation diskutiert. Alle Termine fanden Zuspruch, boten sie doch eine gute Möglichkeit, in direktem Kontakt und aus erster Hand sowohl Informationen zu bekommen als auch eigene Meinungen zum Erinnerungszeichen einzubringen.

Die wissenschaftlichen Vorträge in der vH zu Aspekten des historischen Geschehens zogen jeweils ein großes Publikum an. Prof. Florian Steger (Uni Ulm), der sowohl zur Zwangssterilisation in der Günzburger Heil- und Pflegeanstalt als auch zu „Euthanasie“-Morden im dortigen Umfeld geforscht hat, referierte zum Thema „Patientenorientierte Erinnerungsarbeit“. Bedenkenswert erschienen u.a. Stegers Überlegungen zur Terminologie bei der Benennung der Tatbeteiligten und zur Bedeutung der Eigendokumente der Verfolgten jenseits der Aufzeichnungen von Anstaltsseite. In einem Doppelvortrag zu den professionellen Tätern in der NS-Psychiatrie und ihren Handlungsspielräumen räumten Thomas Becker und Volker Roelcke mit dem Mythos der alternativlosen Pflichterfüllung auf. Prof. Becker (Uni Ulm) beschrieb unter anderem die Karriere des ehrgeizigen Günzburger Verwaltungsleiters Ludwig Trieb, der Planungstätigkeiten für die „Euthanasie“-Zentrale in Berlin erledigte, aber nichtsdestoweniger nach einer nur kurzen Unterbrechung bis 1967 Verwaltungsleiter am Nervenkrankenhaus Günzburg blieb. Prof. Roelcke (Uni Gießen) zeigte auf, dass viele Mediziner bereitwillig mit dem Regime kooperierten, um ihren Status zu verbessern oder Geld für Forschungsprojekte zu bekommen. Darüber hinaus ging die Initiative sowohl für das Programm der eugenischen Sterilisationen als auch für die Patiententötungen („Euthanasie“) in wesentlichen Teilen nicht von politischer Seite, sondern von den beteiligten Ärzten selbst aus. Im Vortrag „Zwangssterilisation von sozialen Außenseitern im Nationalsozialismus“ erklärte Prof. Wolfgang Ayaß von der Universität Kassel, wie Menschen, die in ihrem Verhalten oder ihrer Lebensart von den Normen der „Volksgemeinschaft“ abwichen, als gesellschaftlich minderwertig stigmatisiert wurden. Mit der Diagnose „angeborener Schwachsinn“



Künstlerisches Banner von Marianne Hollenstein mit den Namen der 183 Ulmer Opfer der „Euthanasie“-Morde in der Wengenkirche am 27. Januar 2020. Foto: A-DZOK

konnten sie vom Erbgesundheitsgericht „juristisch sauber“ zur Zwangssterilisation verurteilt werden. Nach der Zwangssterilisation wurde für die Betroffenen auch ein Eheverbot verhängt. Wenn sie Kinder hatten, konnten auch diese mit einem Eheverbot oder sogar mit der Zwangssterilisation belegt werden, denn auch sie galten als „erbkrank“.

Neben Diskussionen, Führungen und Vorträgen gab es auch Angebote des gemeinschaftlichen und künstlerischen Gedenkens, u. a. die Online-Präsentation des Kunstprojekts „Ich bin wie ich bin“ der Kreativwerkstatt Tannenhof, einen ökumenischen Gottesdienst im Münster, eine Gedenk-

veranstaltung in der Synagoge sowie schließlich ein überaus hörenswertes und berührendes „Requiem“ vom Vocal-Ensemble Hochwang anlässlich des 27. Januar in der Kirche St. Michael zu den Wengen. Während dieses Konzerts bedeckte den langen Mittelgang des Kirchenraumes ein Schriftteppich mit den Namen der Ulmer Opfer der „Euthanasie“-Morde, gestaltet von Marianne Hollenstein.

Was bleibt von einem solch dichten Programm? Es ist ein Ansporn, (Ge)Denkangebote nachhaltig zu entwickeln und Handlungsimpulse da zu setzen, wo der Wert von Menschen in Frage gestellt wird.

„... aber ich hoffe, dass ich nicht verloren bin“

*Eine erinnerungskulturelle Leerstelle zu schließen, war und ist das zentrale Anliegen von Herausgeber*innen und Autor*innen des Gedenkbuchs. Hier eine Zusammenfassung der wichtigsten Inhalte.*

Josef Naßl

Auf der Titelseite des Gedenkbuches ist eine Collage verschiedener, farbig verfremdeter Porträts abgebildet. Zwölf Gesichter von zwölf Ulmer*innen, die im Rahmen der sogenannten „Euthanasie“ ermordet wurden. Zwölf von insgesamt 183 Ulmer Opfern deren Name für das Gedenkbuch recherchiert werden konnte. Es ist ein Kernanliegen des Gedenkbuches, nicht nur Zahlen wiederzugeben, sondern sie zu kontextualisieren, die Dimension der biopolitischen Verfolgung in Ulm darzustellen und darüber hinaus den Individuen, soweit dies möglich ist,

einen Namen, ein Gesicht und eine Lebensgeschichte zu geben.

Das Gedenkbuch skizziert die NS-Zwangssterilisationen und die „Euthanasie“-Morde in ihrem lokalen Ulmer Zusammenhang. Die ideologischen Hintergründe der beiden Verbrechenkomplexe haben ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert. Die NS-Politik knüpfte an diese älteren Vorstellungen der „Rassenhygiene“ an und radikalisierte sie weiter. Sie schuf zudem durch die Reorganisation des staatlichen Gesundheitswesens, die Einrichtung der Erbgesundheitsgerichte und schließlich im Aufbau eines zentral gesteuerten Mordprogrammes, der „Aktion T4“, die Basis zur massenhaften Verfolgung all jener, die als untauglich für die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ betrachtet wurden. Der Weg von den pseudolegal beschlossenen Zwangssterilisationen zu den per Geheimerlass angeordneten „Euthanasie“-Morden war dabei

weder geradlinig noch zwangsläufig. Dennoch war der Schritt von der Kategorisierung von Menschen in „erbgesund“ und „erbkrank“ bis zur Einteilung in „lebenswert“ und „lebensunwert“ nicht weit.

Im Gedenkbuch sind in anonymisierter Form 349 namentlich bekannte Menschen aufgenommen, deren Sterilisation durch das Erbgesundheitsgericht Ulm angeordnet wurde. Insgesamt waren 1.155 Menschen betroffen. Für 183 namentlich bekannten Ulmer*innen, die Opfer der „Euthanasie“-Morde wurden, sind kurze Biografien veröffentlicht. Auch die der Ulmerin Mathilde Straub, deren Zitat „... aber ich hoffe, dass ich nicht verloren bin“ titelgebend für das Gedenkbuch ist. Sie wurde 1940 in Grafeneck ermordet. Zumindest ihr Name aber und das Wissen um ihr Schicksal sind nun nicht mehr verloren. So kann ihrer erinnert werden, auch stellvertretend für viele, deren Name nicht mehr auffindbar ist.

Ein besonderes Projekt am Schubart Gymnasium Ulm

LebensWert

Im ersten Schulhalbjahr 2019/20 wurde am Schubart Gymnasium Ulm im Ethikunterricht der Jahrgangsstufe 1 der Oberstufe das Projekt „LebensWert“ umgesetzt. Eine Schülerin berichtet.

Nilla Weise

Anlassgebend war die Installation des Erinnerungszeichens für die Ulmer Opfer von Zwangssterilisation und „Euthanasie“-Morden im NS-Regime. Das an unserer Schule durchgeführte Projekt „LebensWert“ sollte uns Oberstufenschüler*innen einen Zugang zu dem auf den ersten Blick eher abschreckenden Thema vermitteln. Angeleitet hat es unser Ethiklehrer Herr Haug gemeinsam mit der Schauspieler*in und Schriftsteller*in Sibylle Clauß-Schleicher. Mithilfe eines Koffers des Roten Kreuzes haben wir in der ersten Ein-

heit „ausprobiert“, wie sich alltägliche Aufgaben mit einer Behinderung bewältigen lassen, um einen Perspektivenwechsel – soweit dieser überhaupt möglich ist – einzunehmen. In Verbindung mit einer Reflexion über die Bedeutung unserer Namen haben wir die Namen der bekannten Ulmer Opfer von „Euthanasie“-Morden im NS-Regime aufgenommen. Dieser akustische Namensteppich wurde bei der Einweihung des Erinnerungszeichens verwendet, bei der einige Schülerinnen von uns auch vor Ort mitwirkten. Zudem haben wir uns den Film „Nebel im August“ von Kai Wessel aus dem Jahr 2016 angesehen, viel über Menschenrechte gelernt und uns philosophisch mit dem Begriff der „Menschenwürde“ auseinandergesetzt. Eine Exkursion zur Gedenkstätte Grafeneck war ebenfalls Teil unseres Projekts und löste bei vielen von uns tiefe Betroffenheit aus. Unser Mitwirken an

der Präsentation des Gedenkbuchs „... aber ich hoffe, dass ich nicht verloren bin“ im Schwörhaus bildete den Abschluss unseres intensiven Projekts.

Durch die ungewöhnliche Umsetzung des Unterrichts mit Einbindung vieler Übungen zur Selbst- und Fremdwahrnehmung wurde das zunächst weit entfernt scheinende Thema greifbar. Uns Oberstufenschüler*innen wurde keine fertige Meinung präsentiert, sondern geschichtliches Wissen und Denkanstöße in vielerlei Hinsicht vermittelt.

Die Erinnerungsarbeit der Gedenkstätte Grafeneck ist in die Zukunft gerichtet. Genau wie unser Projekt „LebensWert“ unterstützt sie ein demokratisches Bewusstsein. Auf diese Art leistet Erinnerung einen Beitrag zu einem friedlichen Zusammenleben und lässt uns nicht vergessen, wie wichtig Menschenwürde und Menschenrechte sind.

„Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“

Von 2017 bis 2019 wurde am DZOK das bibliothekspädagogische Projekt „Man wird ja wohl noch sagen dürfen...: Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache“ durchgeführt. Mit der Veröffentlichung der gleichnamigen didaktischen Handreichung im Februar 2020 wurde der letzte Projektbaustein veröffentlicht.

Mareike Wacha

Drei Jahre lang betreute Nathalie Geyer das DZOK-Projekt und setzte inhaltlich wichtige Akzente. Bereits im ersten Jahr entwickelten sie, Nicola Wenge und Annette Lein gemeinsam mit dem Gestaltungsbüro Braun Engels die Wanderausstellung zum Projektthema (Mitt. 68, S. 16). Seit März 2018 tourt(e) die Ausstellung erfolgreich vor allem durch Ulmer Schulen. Sie begleitete das Projekt und ermöglichte die Durchführung von Workshops mit Schulklassen zu menschenverachtender Sprache im Nationalsozialismus und der Gegenwart.

Die Erfahrungen aus den pädagogischen Angeboten flossen in das Didaktikheft ein, das im letzten Jahr von Mareike Wacha und den drei genannten DZOK-Mitarbeiterinnen entwickelt wurde. Es zielt darauf ab, Bildungsformate mit explizitem Gegenwartsbezug in der pädagogischen Arbeit zu verankern und Arbeitsmaterialien zur Verfügung zu stellen, die einfach einsetzbar sind. Die Materialien können Lehrkräfte

und Jugendliche dabei unterstützen, den Herausforderungen durch Rechtspopulismus und extreme Rechte oder auch dem zunehmenden Antisemitismus in der Gesellschaft zu begegnen und etwas entgegenzusetzen. In enger Zusammenarbeit wirkten die Ulmer Lehrkräfte Sandra Lambacher, Martin König und Tobias Jeske durch ihre schulische Expertise mit, die Materialien an den Schulunterricht anzupassen.

Erstmalig hat das DZOK eine Handreichung mit Ulmer Bezug zu den Themenfeldern Rassismus, Antisemitismus und Antiziganismus in Geschichte und Gegenwart erarbeitet. Dabei werden sowohl historische als auch aktuelle Text- und Bildmaterialien auf ihren Inhalt hin untersucht. Diese stammen zum Großteil aus dem Bestand des Archivs und der Bibliothek des DZOK. Gegliedert ist die Handreichung in drei sogenannte Module, die jeweils vier Arbeitsbögen enthalten – zwei mit historischem und zwei mit aktuellem Bezug zu Rassismus, Antisemitismus und Antiziganismus. Die Arbeitsbögen widmen sich unter anderem der Zwangsarbeit im Nationalsozialismus und der Verfolgung von Menschen mit Romno-Hintergrund. Die gegenwartsbezogenen Bögen behandeln Themen wie den rassistischen Übergriff vor dem Bürgerhaus Mitte Ulm 2019 oder Handlungsmöglichkeiten bei Antisemitismus in Schule und Social Media. Jugendliche werden angeregt, sich sowohl intensiv mit menschenverachtender Sprache auseinanderzusetzen als auch Betroffenenperspektiven einzubeziehen und Handlungsmöglichkeiten zu diskutieren.

Neben den Lehrkräften richtet sich das Heft auch an Multiplikator*innen außerschulischer Bildungseinrichtungen und Gedenkstätten. Die enthaltenen Arbeitsbögen eignen sich für Jugendliche ab 15 Jahren und können einfach in Workshops oder im Schulunterricht eingesetzt werden. Niveaudifferenzierte Aufgabenstellungen ermöglichen die Nutzung der Bögen für viele verschiedene Gruppen. Ein eigenes Kapitel gibt didaktische Anregungen für den Einsatz der Wanderausstellung.

Das Heft erschien im Februar 2020 und wurde mit einem Begleitschreiben des Regierungspräsidiums Tübingen, der Landeszentrale für politische Bildung und des DZOK bei

weiterführenden Schulen mit einer digitalen Leseprobe beworben. Die Resonanz war stark. Über 200 Exemplare wurden innerhalb weniger Wochen verschickt.

Und so können wir ein positives Fazit ziehen: Das Projekt ermöglichte es dem DZOK, historische Wissensvermittlung mit Gegenwartsbezug zum Thema menschenverachtende Sprache zu verbinden sowie pädagogische Bausteine zu entwickeln, um die Informationskompetenz von jungen Menschen zu stärken. Durch die Zusammenarbeit mit verschiedenen Kooperationspartnern, wie Schulen und anderen Bildungseinrichtungen, konnte das Thema in die breite Öffentlichkeit getragen werden.

Im Dezember 2019 wurde das Projekt erfolgreich abgeschlossen. Mit einem weinenden Auge mussten wir uns leider von Nathalie Geyer verabschieden, die aus persönlichen Gründen die Arbeit am DZOK nach Beendigung des Projekts nicht weiter fortgesetzt hat. Erfreulich ist aber, dass wir auf den Ergebnissen und Erfahrungen von „Man wird ja wohl noch sagen dürfen...“ im Gedenkstättenalltag und in der pädagogischen Arbeit aufbauen können und im Januar 2020 das neue Sprachprojekt „language matters – Zum Umgang mit Hasssprache in Geschichte und Gegenwart“, das vom Bundesprogramm „Jugend erinnert“ finanziert wird, starten konnten (siehe S. 19). Gefördert wurde das Projekt „Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“ von der LECHLER Stiftung, der Stiftung Erinnerung Ulm, der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, der Karl Schlecht Stiftung und der Ulmer Bürgerstiftung.

INFO

Nathalie Geyer, Mareike Wacha: „Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“: Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache – Informationen und Arbeitsmaterialien des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg Ulm e.V. – KZ-Gedenkstätte. Ulm: DZOK 2020. 81 Seiten, 5 €. Zu beziehen über info@dzok-ulm.de oder 0731-21312.

Informationen zur Wanderausstellung finden Sie auf:

 <http://www.dzok-ulm.de>



„language matters“

In diesem Januar ist das dreijährige Sprachprojekt „language matters – Zum Umgang mit Hasssprache in Geschichte und Gegenwart“ am DZOK gestartet. Aufbauend auf dem Vorgängerprojekt kann das Dokuzentrum neue Akzente in seiner Bildungsarbeit setzen.

Mareike Wacha

Das Programm „Jugend erinnert“ der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) fördert die Entwicklung von Bildungsformaten in NS-Gedenkstätten und Dokumentationszentren. Historisches Wissen soll mit einem Gegenwartstransfer verbunden werden, um jungen Menschen die heutige Relevanz der Geschichte begreiflich zu machen und einen Bezug zur eigenen Lebenswelt zu ermöglichen. Das DZOK-Projekt „language matters“ richtet sich im Schwerpunkt an junge Menschen im Übergang von Schule zu Beruf, in Ausbildung, in einem freiwilligen Jahr oder in interkulturellen Kontexten. Um die Inhalte in der Öffentlichkeit zu verankern, nimmt das Projekt auch Lehramtsstudierende und Gedenkstättenkolleg*innen als Multiplikator*innen in den Blick. Für die neuen Adressat*innen schaffen wir Denk- und Begegnungsräume für einen kritischen Umgang mit Hass-Sprache in Geschichte und Gegenwart und entwickeln gemeinsam mit unterschiedlichen

Kooperationspartner*innen Workshopformate und Projektstage. Eine wertvolle Grundlage bilden hier die Wanderausstellung und die didaktischen Materialien „Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...: Zum Umgang mit demokratie- und menschenverachtender Sprache“ (siehe hierzu auch S. 18).

Die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg spielt im Projekt als historischer Ort eine wichtige Rolle. Er steht exemplarisch für die Zerstörung der ersten deutschen Demokratie, für den Terror der Nationalsozialist*innen gegenüber ihren politischen Gegnerinnen und Gegnern sowie deren physische und verbale Verfolgung. Dabei wird die Erkundung des Ortes mit der Analyse historischer Quellen zu einem gegenwartsbezogenen Lernangebot kombiniert. Wir wollen auch an die aktuellen Sprachrealitäten von Jugendlichen anknüpfen – etwa an Schimpfwörter oder Beispiele von Hate Speech in Social Media. Bei der Auseinandersetzung mit aktuellen Ausgrenzungs- und Diskriminierungsformen ist es uns wichtig, gemeinsam mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen Betroffenenperspektiven einzubeziehen und Handlungsmöglichkeiten zu erarbeiten. In diesem Prozess werden vielfältige didaktische Materialien eingesetzt, etwa die neu erarbeitete Handreichung.

Im ersten Halbjahr standen bei Projektbearbeiterin Mareike Wacha konzeptionelle Arbeiten an Projekttagen und Workshops, der Verleih der Wan-

derausstellung sowie das Knüpfen des Kooperationsnetzwerks im Vordergrund. Viele Partnerschaften wurden vereinbart, auch konkrete Projektstage in den Blick genommen, z. B. im Rahmen des internationalen Donaueffests in Ulm im Sommer 2020. Die Warteliste für die Wanderausstellung füllte sich rasch, nicht zuletzt, nachdem das neue Projekt u. a. durch Nicola Wenge beim Elser-Symposium in Königsbronn im Dezember 2019 und durch Mareike Wacha bei der Tagung „Historisches Wissen und gesellschaftlicher Bildungsauftrag am Beispiel des Nationalsozialismus in Oberschwaben“ Anfang März vorgestellt worden war.

Diese Tagung war u. a. vom Zentrum für Psychiatrieforschung Südwürttemberg, Ravensburg, ausgerichtet worden. Hier war die Ausstellung auch im Januar und Februar zu sehen. In diesem Rahmen lud uns Prof. Thomas Müller ein, einen Workshop mit Schüler*innen einer Pflegeschulklasse zu gestalten. Erstmals kombinierten wir die Wanderausstellung und die didaktische Handreichung. Gemeinsam mit den Jugendlichen diskutierten wir die Bedeutung der Begriffe „Volk“, „Volksgemeinschaft“ und „Heimat“ und setzten uns mit der antisemitischen NS-Propaganda und den Konsequenzen für jüdische Menschen auseinander.

Coronabedingt musste die Ausstellung jedoch in den letzten Wochen pausieren und geplante Projektstage abgesagt werden. Wir haben diese Zwangspause genutzt, um neue Zugänglichkeiten zu eröffnen. Dazu werden wir – im Rahmen des Bundesprojekts und mit Unterstützung der LpB – zwei Reproduktionen der Wanderausstellung anfertigen lassen. Ein Exemplar wird ab diesem Sommer dauerhaft in der KZ-Gedenkstätte gezeigt und in die pädagogische Arbeit einbezogen. Zwei weitere Exemplare werden durch das Land wandern, sobald dies wieder möglich ist. Denkbar ist dann auch, die Ausstellungsinhalte um selbst produzierte Inhalte zu bereichern oder junge Menschen zu befähigen, durch die Ausstellung zu führen und vertiefende Angebote anzubieten.

Sobald sich der Alltag wieder normalisiert, werden wir gemeinsam mit unseren Kooperationspartner*innen die neuentwickelten Formate durchführen und das Projekt weiter mit Leben füllen.



Artikel des Stuttgarter NS-Kuriers vom 11. Juli 1933 zur Verhaftung des Sozialdemokraten Kurt Schumacher am 6. Juli 1933

#KZGedenkstätteObererKuhberg

Wir gehen digitale Wege

Seit Anfang April teilt das DZOK seine Inhalte auch über soziale Netzwerke. Ein Bericht über den Start unserer Facebook- und Instagram-Kanäle.

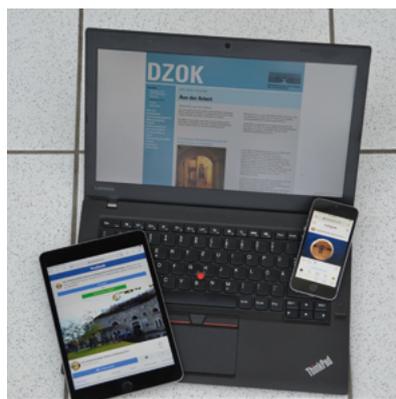
Katja Hamm

Schon seit längerem haben wir vom DZOK überlegt, die KZ-Gedenkstätte auch in den sozialen Medien zu präsentieren und diese Netzwerke zur Vermittlung unserer Themen und Inhalte zu nutzen. Über die vielfältigen Kommunikations- und Vernetzungsmöglichkeiten von Facebook, Instagram & Co. hätten wir die Chance, mehr Personen auf unsere vielfältigen Veranstaltungen aufmerksam zu machen und könnten Interessierte zielgerichteter über unsere Bildungsangebote und Dienstleistungen informieren. Man kann dadurch auch neue Zielgruppen und v.a. Jüngere für unsere Inhalte gewinnen. Jugendliche nutzen meist täglich mehrfach Social Media und informieren sich im Netz.

Aber das Arbeiten mit und in sozialen Netzwerken erfordert viel Aufmerksamkeit und bei der Betreuung der eigenen Kanäle muss gewährleistet sein, schnell auf beleidigende Kommentare und Fake-News-Meldungen reagieren zu können. Die Pflege der Kanäle und das Erstellen von plattformspezifischen Inhalten ist zeitaufwändig. Mit einem kleinen hauptamtlichen Team haben wir uns sorgfältig darüber Gedanken gemacht, ob und wie diese Aufgaben zusätzlich zu unseren ‚analogen‘ Tätigkeiten – wie etwa der Gedenkstätten- und Forschungstätigkeit, der Organisation von Gedenkfeiern, Ausstellung und Sonderveranstaltungen vor Ort – bewerkstelligt werden können. Daher verfügte das DZOK bis Anfang des Jahres noch nicht über solche Kanäle, wir hatten aber zu diesem Zeitpunkt bereits grundlegende Schritte dafür unternommen. Ich konnte diese Vorbereitungen seit Anfang des Jahres auch deshalb intensivieren, weil meine Stelle für Verwaltung/Öffentlichkeitsarbeit im Zuge der Erhöhung der institutionellen Mittel ab Januar 2020 leicht aufgestockt werden konnte. Seitdem hat sich daraus ein ganz komplexes spannendes Arbeitsfeld für mich entwickelt. Als im März

aufgrund des Corona-Virus die öffentlichen Veranstaltungen des DZOK abgesagt werden mussten und quasi über Nacht der Besucher- und Führungsbetrieb in der Gedenkstätte eingestellt wurde, war der richtige Moment für den Launch eigener Social-Media-Kanäle gekommen.

Seit dem 6. April geben wir nun auf Facebook, Instagram sowie auf unserer Homepage Einblicke in unsere aktuelle Erinnerungs-, Forschungs- und Bildungstätigkeit. Im April und Mai gehörten dazu beispielsweise ein Kurzfilm zur jüdischen Familie Lebrecht, ein virtueller Blick in die ehemaligen Häftlingsunterkünfte und ein Tagungsbericht zu histo-



rischem Wissen und gesellschaftlichem Bildungsauftrag am Beispiel des NS in Oberschwaben. Außerdem informieren wir über die abwechslungsreichen Formate der digitalen Sonderausstellung „Nebenan. Die Nachbarschaften der Lager Auschwitz I-III“ und die ebenfalls digital aufbereiteten Ulmer Begleitveranstaltungen.

Anlässlich des 75. Jahrestags der Befreiung Ulms am 24. April (siehe S. 10) erzielten wir mit einer Beitragsreihe zu verschiedenen Perspektiven auf das Kriegsende eine große Reso-

nanz. Unser Post von diesem Tag, verbunden mit der Einladung ein Zeichen für die Wahrung von Demokratie und Menschenrechten zu setzen, wurde auf Facebook vielfach geteilt. Über 20.000 Nutzer*innen haben ihn im Verlauf des anschließenden Wochenendes gesehen. Auch auf Instagram – einer Plattform über die man v.a. mit gut ausgewähltem Bildmaterial jüngere Nutzer*innen erreichen kann – folgten uns viele Interessierte. Diese positive Rückmeldung auf die ersten Posts – zahlreiche Personen haben unsere Kanäle abonniert, unsere Beiträge mit einem Like markiert und geteilt – hat uns sehr bestärkt.

Parallel zu der Erarbeitung der Beiträge für die sozialen Netzwerke entstand auch ein ganz eigenes digitales Angebot für Jugendliche ab 12 Jahren am DZOK. Helen Gaupp, die ein studienbegleitendes Praktikum im DZOK absolvierte, entwickelte mit Unterstützung von Annette Lein und mit Hilfe der Lern-Plattform LearningApps.org ein digitales Mitmach-Angebot für den internationalen Museumstag am 17. Mai. Über die App können Jugendliche online mehr über die Geschichte des KZ und die Menschen erfahren, die dort eingesperrt waren. Trotz Absage der öffentlichen Angebote zum Museumstag: das digitale Angebot dazu steht über den Museumsbund und unsere Kanäle zur Verfügung. Viele folgen uns; bei der LpB und dem Gedenkstättenportal wird auf unsere Angebote verwiesen und so erreichten wir auch mit der Sonderausstellung „Nebenan“ (siehe S. 8) ein großes, überregionales Publikum.

Dies zeigt uns, dass wir auf dem richtigen – digitalen – Weg sind. Wir wollen die Social Media weiterhin nutzen und haben noch viel vor. Lassen Sie sich auf Facebook, Instagram und über unsere Website von interessanten Berichten und Einblicken in unsere Arbeit überraschen.

Folgen Sie uns auf Facebook und Instagram, teilen Sie unsere Inhalte und besuchen Sie unsere Webseite für aktuelle Themen und Berichte aus unserer Arbeit:

 [facebook.com/KZGedenkstaetteObererKuhberg](https://www.facebook.com/KZGedenkstaetteObererKuhberg)

 [instagram.com/kzgedenkstaette_obererkuhberg](https://www.instagram.com/kzgedenkstaette_obererkuhberg)

 <https://www.dzok-ulm.de/arbeit.html>

Erinnerungskultur in der Bewährungsprobe

Beim 17. Stiftungsjahrestag im Ulmer Stadthaus trat Gastredner Prof. Dr. Günter Morsch während seines Vortrags für eine neue Vergegenwärtigung der NS-Geschichte ein und plädierte für die Etablierung einer pluralistischen und dialogischen Erinnerungskultur in Europa. Eine Zusammenfassung des Vortrags und ein nachgeschaltetes Interview mit dem Referenten von

Isabell Gamperling

Am 14. Februar 2020 fand der diesjährige 17. Stiftungsjahrestag im Ulmer Stadthaus statt – noch nicht überschattet von Corona, dafür bestimmt vom Streit um die Wahl des Thüringer Ministerpräsidenten. Nach der Begrüßung durch OB Gunter Czisch und dem Jahresbericht der Stiftungsvorsitzenden Dr. Ilse Winter referierte Prof. Dr. Günter Morsch, ehemals Leiter der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen und Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, zu „Erinnerungskultur in der Bewährungsprobe“.

Zu Beginn stand ein historischer Abriss: Morsch thematisierte zuerst die in der Nachkriegszeit praktisch inexistenten Erinnerungskultur in der BRD, wo auch 30 Jahre nach Kriegsende noch größtenteils Verdrängen und Vergessen herrschte. Erst mit den 1970er Jahren seien allmählich erste Graswurzelbewegungen entstanden, die in den 1980er Jahren zur Entstehung einer ersten Gedenkstättenlandschaft führten, die sich weitestgehend aus ehrenamtlichem Engagement speiste. Anders in der DDR, die sich als Erbin des Antifaschismus sah und ihre drei Mahn- und Gedenkstätten in Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen zu „Tempeln des Antifaschismus“ stilisierte, so Morsch. Als Veranstaltungsorte staatlicher Rituale, die einem politisch instrumentalisierten historischen Dogma folgten, vermochten sie allerdings keine lebendige und diskursive Auseinandersetzung innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft zu initiieren, erläuterte der Historiker weiter. Die Deutsche Einheit habe sodann einen Paradigmenwechsel in der Erinnerungskultur eingeläutet. Gedenkstätten seien im geeinten Deutschland von der Peripherie ins Zentrum gerückt, zu modernen zeit-



Günter Morsch. Foto: privat

historischen Museen mit Forschung, Ausstellungen, Pädagogik und hauptamtlichen Mitarbeitenden um- und ausgebaut worden. Laut Morsch entwickelten sich die 1990er Jahre zum Gedenkstättenjahrzehnt. Grundlegend dafür seien vor allem außenpolitische Zwänge gewesen: Die europäischen Nachbarn wollten einen großen deutschen Nationalstaat nur auf Basis einer selbstkritischen Erinnerungskultur des geeinten Deutschlands akzeptieren. Gut zwei Jahrzehnte später bekomme die deutsche Erinnerungskultur im Ausland große Anerkennung, im Inland sei der „Aufarbeitungsstolz“ zu spüren. Und doch stehe die Erinnerungskultur zu Beginn der neuen 20er Jahre vor einigen Bewährungsproben. Wie diese aussehen und welche Bewältigungsstrategien Abhilfe schaffen könnten, darüber habe ich mit Prof. Dr. Günter Morsch gesprochen.

Herr Prof. Dr. Morsch, nur noch wenige Zeitzeug*innen des Nationalsozialismus – seien sie Täter oder Opfer gewesen – sind noch am Leben. Nur noch Einzelne der noch Lebenden sind fähig, von ihren Erlebnissen zu berichten. Welchen Verlust bringt das Sterben der Zeitzeugengeneration für die Erinnerungs- und Gedenkstättenkultur mit sich?

Mit dem allmählichen Erlöschen der Erlebnisgeneration und dem absehbaren Ende der Zeitzeugenschaft wird aus Zeitgeschichte Geschichte. Der unaufhaltsame Prozess der Historisierung des Nationalsozialismus verändert unsere Wahrnehmungen und

Einstellungen. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, vor allem aus dem Kreis der Opfer der NS-Verbrechen, waren in der Lage, durch ihre Präsenz und ihre eindrucksvollen Erlebnisberichte eine Brücke der Empathie zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu schlagen. Sie kann leider in dieser Weise zweifellos nicht mehr aufrechterhalten werden.

Warum halten Sie diese emotionale Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart für so wichtig?

Ohne jegliche emotionale Rückbindung im zweifellos unvermeidlichen Prozess der Historisierung droht diese für das zerstörerische und menschenfeindliche Potential in der Geschichte der Moderne bedeutendste Epoche mit anderen historischen Ereignissen im Auf und Ab der von Kriegen und Grausamkeiten nicht armen Geschichte zu verschleifen.

Worin liegt für Sie die Hoffnung, dass auch künftige Generationen trotz fehlender Zeitzeug*innen zu empathischem Erinnern fähig sein werden?

Die baulichen Relikte, die dinglichen Artefakte, die archivalischen Quellen und die medial aufbereiteten mündlichen Überlieferungen erfuhren seit den neunziger Jahren einen starken Bedeutungswandel und eine Aufwertung. Die Aura der verschiedenen authentischen Relikte haben, mögen sie auch noch so stark durch die Nach- und Nutzungsgeschichte überformt sein, das Potential, die Unmittelbarkeit der Begegnung mit der Geschichte zu erzeugen. Mit der durch sie über vergangene Zeiträume hinweg transportierten zeichenhaften Dinglichkeit kann es gerade in einer Epoche zunehmender medialer Fiktionalität gelingen, Emotion und Affekt mit Wissen, Anschauung und Kognition zu verbinden.

Herr Prof. Morsch, in Ihrem Vortrag sagten Sie, dass mit dem Sterben der Zeitzeugenschaft auch pädagogische Konzepte ausgedient hätten, die auf die Erzeugung von „Betroffenheit“ zielten. Können Sie erklären, inwieweit Sie dagegen die kritische Vergegenwärtigung von Geschichte als ständige Herausforderung für die pädagogische Vermittlung sehen?

Wenn Vergegenwärtigung meint, den Lichtkegel, durch den sich unsere Blicke auf die Vergangenheit richten, unseren veränderten Fragestellungen und Interessen gemäß zu verändern, um bestimmte historische Ereignisse und Vorgänge aus dem Erinnerungsschatten herauszuholen und stärker in die Debatten und Überlegungen über Gegenwart und Zukunft einzubringen, dann und nur dann scheint mir dies ein richtiges und notwendiges pädagogisches Konzept zu sein. Die Geschichte darf aber nicht zur Projektionsfläche der Gegenwart verkommen. Sie muss ihren historischen Eigenwert behalten. Ansonsten vermögen wir nicht aus ihr zu lernen, sondern nutzen sie lediglich zur Legitimation.

Worin sehen Sie das spezifische Potential einer Vergegenwärtigung der NS-Geschichte?

Die Nationalsozialisten verübten ihre Verbrechen vor allem an politischen, sozialen, religiösen, sexuellen oder ethnischen Gruppen und Minderheiten. Jedes Gedenken, ob staatlich oder bürgerschaftlich organisiert, kommt daher nicht umhin, sich mit den erschreckenden Kontinuitäten der Diskriminierung in der Gegenwart, seien es Antisemitismus, Antiziganismus, Rassismus, Homophobie, Sozialrassismus oder politische Verfolgung, auseinanderzusetzen und

sie zu thematisieren. Dabei geht es nicht um vorschnelle Analogienbildungen, sondern um die Suche nach dem roten Faden, nach Ursachen und Wirkungen, nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden gleichermaßen. Anders als befürchtet, behalten so das Gedenken und die Erinnerung ihren Stachel. Solange gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit auch in den modernen demokratischen Gesellschaften fort existiert, mindestens so lange bleibt auch die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen, den Gefahren von Ritualisierung und Verstaatlichung zum Trotz, wach, unbequem und aktuell.

Diskriminierungen unterschiedlichster Prägung machen nicht vor Ländergrenzen halt, sind vielmehr ein globales Phänomen. Welcher Aufgabe müssen sich Ihrer Meinung nach die deutschen NS-Gedenkstätten als Lernorte der Gegenwart stellen, um einer wachsenden Internationalisierung auch auf Ebene des Erinnerns gerecht zu werden?

Die Erinnerungskultur muss sich aus ihrer bisherigen Fixierung auf die Nationalgeschichte lösen. Die außerordentlich starke Zunahme der internationalen Besucher in den Gedenkstätten ist sicherlich auch eine Begleiterscheinung des allgemeinen Tourismus. Sie zeugt aber

mindestens in gleichem Maße davon, dass die NS-Verbrechen zunehmend als Teil einer gesamteuropäischen, wenn nicht sogar einer allgemeinen Menschheitsgeschichte rezipiert werden. Das meint jedoch nicht, dass die erheblichen Unterschiede in den jeweiligen Erinnerungskulturen in Europa unter einem historischen Masternarrativ vereinheitlicht werden sollen, wie dies u. a. das Europäische Parlament anstrebt. Es geht vielmehr um ein dialogisches Erinnern, das die Pluralität unterschiedlicher historischer Narrative nicht nur respektiert, sondern ins Bewusstsein hebt. Insoweit kann es keine europäische Erinnerungskultur, sondern nur eine pluralistische Erinnerungskultur der Verständigung in Europa geben.

INFO

Prof. Dr. Günter Morsch ist 1952 im saarländischen St. Wendel geboren. Er studierte Geschichte, Psychologie und Philosophie an der TU und FU Berlin und promovierte im Jahr 1989 zum Thema Arbeiterschaft im NS. Von 1993 bis 2018 leitete Morsch die Gedenkstätte und das Museum Sachsenhausen, seit 1997 war er zugleich Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten. Aktuell ist er als Professor am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der FU Berlin tätig.

Das Potenzial der KZ-Gedenkstätte für den Geschichtsunterricht

Erfahrungsbericht eines Guides

In unserem täglichen Leben ist Geschichte allgegenwärtig. Gerade in der heutigen Zeit ist es von großer Bedeutung, über Geschichte nachzudenken und sowohl politische als auch gesellschaftliche Themen fundiert zu betrachten und zu reflektieren.

Sandra Lambacher

Historische Lernorte ermöglichen den Zugang zu einer Thematik auf ganz unterschiedlichen Ebenen und stellen schulisch für den Geschichtsunterricht eine Bereicherung dar: Sie machen Sachverhalte konkret und Geschichte greifbar, sie werfen Fragen auf, wecken Interesse und lösen Gefühle und Wahrnehmungen aus. Historische Lernorte wecken nicht zuletzt aufgrund ihrer

Authentizität das Interesse der Besucher*innen. Kurzum: Sie ermöglichen das, was ein Schulbuch nicht zu lehren vermag. Dieses Spektrum führte mich im Laufe der Zeit an die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg und schließlich wurde ich im Sommer 2018 Teil des Teams des DZOK. Doch zunächst eine kleine Rückblende:

Im Anschluss an mein Abitur im Jahr 2007 verließ ich zeitweise meine Heimatstadt Ulm, um an der Pädagogischen Hochschule Freiburg Grund- und Hauptschullehramt mit den Fächern Deutsch, Geschichte und Ethik zu studieren. Im Anschluss an mein Referendariat im ländlich geprägten Raum Ulms trat ich vor acht Jahren an der Albrecht-Berblinger-Gemeinschaftsschule am Fuße des Kuhbergs, unweit der KZ-Gedenkstätte, in den Schuldienst ein. Im Laufe der Jahre stellte ich fest,

dass ich bevorzugt in den höheren Klassenstufen unterrichtete. Bereits seit vielen Jahren kooperiert meine Schule mit dem DZOK in Form von Projekten und jährlich wiederkehrenden Führungen in der Gedenkstätte, wobei letzteres ein Teil des schulischen Geschichtscurriculums darstellt. Somit besuchte ich mit den Schüler*innen in der Klassenstufe 9 im Rahmen der Unterrichtseinheit zum Nationalsozialismus stets die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg – sowohl für Lehrer*innen, als auch für Schüler*innen eine willkommene und interessante Art des Lernens außerhalb des Schulgebäudes.

Im Juli 2018 erhielt ich schließlich die Information, dass das Dokumentationszentrum auf der Suche nach einer Geschichtslehrerin als Nachwuchs-Guide war. Diese Tatsache hatte mein Interesse geweckt. Zunächst einmal



Sandra Lambacher. Foto: privat

informierte ich mich umfassend über die Tätigkeit und nahm schließlich Kontakt zum DZOK auf. Schon bald lernte ich das Team kennen, von dem ich herzlich empfangen wurde und stets alle Informationen und Unterstützung, die ich benötigte, um mich fachlich in die Thematik einzuarbeiten, erhalten habe. Schließlich erarbeitete ich ein für mich schlüssiges Konzept für Führungen durch die Gedenkstätte und schon bald übernahm ich erste Sonntagsaufsichten und Führungen, vor allem für Schulklassen aus der Sekundarstufe I unterschiedlicher Werkreal- oder Gemeinschaftsschulen.

Während ich mir zum Ablauf und zu den Inhalten meiner Führung Gedanken machte, schwang stets auch meine bisherige schulische Erfahrung mit. Ich habe mir die Frage gestellt, was den Jugendlichen bisher wichtig war und was sie gebraucht haben, um sich auf den außerschulischen Lernort einlassen zu können.

Ich erlebte die Schüler*innen schon bei der Vorbereitung des Besuchs als sehr motiviert und die Fragen schienen manchmal kein Ende zu nehmen, was vermutlich am Bezug zur Regionalgeschichte lag: In unserer greifbaren Nähe befand sich ein Konzentrationslager. Dieser Fokus weitete sich meist automatisch aus und die Schüler*innen tauchten vor allem während des Besuchs des historischen Lernorts tiefer in die Thematik ein, indem sie begannen die Umstände, Politik und Propaganda auf Landes- und Reichsebene zu hinterfragen. Großer Wissensdurst zeigte sich auch in Bezug auf die Entstehungsgeschichte und im Unterschied zwischen frühen Lagern und späteren Arbeits- und Vernichtungslagern. Zudem bestand immer Redebedarf über den Häftlingsalltag:

Kennzeichnungen der unterschiedlichen Häftlingsgruppen, Tagesabläufe, Bewältigungsstrategien, Fluchtversuche, Rolle und Situation der Familie, Gefühle und Emotionen aus unterschiedlichen Perspektiven. Aber auch die Frage, was mit den Kriegsverbrechern im Anschluss an den Krieg passierte, nahm einen hohen Stellenwert in den Gesprächen mit den Jugendlichen ein.

Während einer Führung zeigt sich meist eine veränderte Haltung des Lernens: Sonst ruhige und in sich gekehrte Schüler*innen beginnen, Fragen an den Ort zu stellen. Andere äußern ihre Wahrnehmungen oder Gedanken in Form kurzer Kommentare. Oftmals kommen dabei die eigenen Gedanken und Emotionen ins Spiel und bieten gute Anknüpfungsmöglichkeiten während des Rundgangs, aber auch einen Austausch zwischen den Schüler*innen untereinander. Manche Geschehnisse lassen die Jugendlichen nicht los: Wie konnte das alles passieren? Aber auch gegenwartsbezogene Fragestellungen waren stets präsent: Kann es in Deutschland erneut zu einer Diktatur kommen? Welchen Stellenwert nimmt die AfD innerhalb der Gesellschaft ein?

Diese Schwerpunktthemen und veränderten Lernprozesse konnte ich sowohl bei eigenen Schulklassen als auch bei anderen Besucher*innen der Gedenkstätte beobachten. Diese Faszination motivierte und bestärkte mich in meiner Mitarbeit am Dokumentationszentrum.

Auch die Kreativangebote für Schüler*innen, die im Anschluss an eine Führung gebucht werden können, und die Mitarbeit an der Publikation „Man wird ja wohl noch sagen dürfen“ stellten eine große Bereicherung für mich dar. Bei den Kreativangeboten konnte ich feststellen, dass die Lernenden einen anderen Bezug zum historischen Ort aufbauen können. Die Jugendlichen setzen sich dabei mit ihren eigenen Emotionen auseinander, die sie wahlweise in einem Elfchen (ein Gedicht) oder in einer Zeichnung festhalten. Andere hingegen machen sich auf dem Gelände der Gedenkstätte auf die Suche nach Hoffnungsträgern der Häftlinge. Dabei beziehen sie einerseits die Grausamkeiten und die Gegebenheiten der Kuhberghäftlinge mit ein und machen sich Gedanken, was im Haftalltag ein emotionaler Rettungsanker gewesen sein könnte. Manche setzen sich auch mit der Frage, was hinter den Mauern der Bundesfestung Ulm stattgefunden haben könnte, auseinander und

geben Gittern, Toren und anderen Gegenständen des originalen Ortes Worte. Die Transferleistung besteht darin, Gegenstände „sprechen“ zu lassen und eigene Gefühle, Gedanken und Fragen in eine andere Form zu bringen.

Im jährlich stattfindenden Lehrerseminar des DZOK in Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (LpB) erhalten Lehrpersonen die Möglichkeit, in die Rolle ihrer Schüler*innen zu schlüpfen und unter anderem diese Lernangebote der Gedenkstätte selbst auszuprobieren. Neben den Kreativangeboten gibt es jedoch auch andere Workshops, um unterschiedliche Lernzugänge kennenzulernen und deren jeweilige Effizienz für das eigene Schüler*innenklientel zu reflektieren. Darüber hinaus erhalten die Teilnehmer*innen einen Einblick in die Arbeit von Gedenkstätten und Informationen zur Vor- und Nachbereitung für den dortigen Besuch.

Abschließend möchte ich mich bei den Mitarbeiter*innen des DZOK für deren Offenheit, deren Hilfsbereitschaft und für all die wertvollen gewonnenen Einblicke, die ich seit Beginn meiner Mitarbeit erhalten durfte, bedanken. Alle Beteiligten des Dokumentationszentrums, sowohl Haupt- als auch Ehrenamtliche, tragen zu einer Bereicherung unserer Gesellschaft bei. Es wird nicht nur Geschichte vermittelt, sondern auch die Bedeutung der Geschichte für die heutige Welt, für die Gegenwart und die Zukunft.

Ausbildung zum Guide der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg

Interessiert? Wir suchen fortlaufend Guides. Nach entsprechender von uns begleiteter Einarbeitung übernehmen Sie Führungen für Jugendliche und Erwachsene.

Was wir anbieten:

- Abwechslungsreiche, spannende Arbeit in einem lebendigen Team
- Neue Zugänge zur Zeitgeschichte
- Historisches Hintergrundwissen, Quellen und Literatur
- Nutzung der Infrastruktur des DZOK für Rechercheprojekte
- Gestaltungsspielraum, um eigene Ideen und Ansätze im pädagogischen Angebot einzubringen
- Teilhabe an einer politischen kritischen Geschichtskultur
- Sinnvolle und nachhaltige Tätigkeit

Melden Sie sich gerne zu einem Informationsgespräch bei uns unter: info@dzok-ulm.de oder 0731/21312

Beeindruckend und bestärkend

Von Februar bis Ende März 2020 absolvierte Johannes Lehmann, Student der Universität Augsburg, ein neunwöchiges Praktikum im DZOK. Hier teilt er einige seiner Eindrücke und Erfahrungen.

Johannes Lehmann



Johannes Lehmann. Foto: privat

Schon vor dem Beginn meines Praktikums im DZOK hatte ich während meines Geschichtsstudiums an der Universität Augsburg die Möglichkeit, verschiedene Institutionen als Praktikant kennenzulernen. Dazu gehörten u. a. die KZ-Gedenkstätte Dachau und das NS-Dokumentationszentrum München. So konnte ich bereits verschiedene Arbeitsplätze kennenlernen, die sich der Wissensvermittlung über die Zeit des Nationalsozialismus widmen, und habe einige Erfahrungen gemacht, welche ich nicht missen möchte. Allerdings hat mich keines der vorherigen Praktika derartig geprägt wie es meine Zeit im DZOK getan hat.

Natürlich las ich bereits bei meiner Vorbereitung über die Besonderheiten der Ulmer Gedenkstätte und war von der Entstehungsgeschichte beeindruckt. Eine tatsächliche Vorstellung, wie sehr sich die tiefe Verwurzelung des DZOK in der Ulmer Zivilgesellschaft auf den Arbeitsalltag auswirkt, hatte ich allerdings nicht. Dabei beeindruckte mich nicht nur die Tatsache, dass während meines Praktikums keine Woche verging, ohne dass Bürger*innen ehrenamtlich die Arbeit

des Dokumentationszentrums vor Ort unterstützten. Gerade die große Resonanz bei diversen öffentlichen Veranstaltungen – während meines Praktikums hatte ich die Möglichkeit am nationalen Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, der Vorstellung des Gedenkbuchs, dem 17. Jahrestag der Stiftung Erinnerung Ulm und der Stolpersteinverlegung im März teilzunehmen – hinterließ bei mir einen bleibenden Eindruck. Hier hatte ich stets das Gefühl, dass die Ulmer Bürger*innen die Arbeit des DZOK einerseits sehr schätzen und andererseits durch ihr eigenes Engagement ungemein bereichern, etwa indem sie direkt und gleichberechtigt an Planungen und Umsetzungen von Veranstaltungen und Gedenkformaten beteiligt sind.

Diese Symbiose zwischen DZOK und Ulmer Bürgerschaft hat mir vor Augen geführt, wie wichtig und gewinnbringend es ist, wenn die Auseinandersetzung mit NS-Geschichte nicht nur in Büros, Archiven oder Bibliotheken, sondern vor Ort im gesellschaftlichen und kulturellen Leben einer Stadt stattfindet. Zumindest nach meinen bisherigen Erfahrungen ist eine derartig intensive Zusammenarbeit keinesfalls eine Selbstverständlichkeit und daher etwas, worauf die Stadt und ihre Bürger*innen besonders stolz sein sollten. Gleichzeitig stellten Veranstaltungen wie der nationale Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus oder die Verlegung der Stolpersteine für mich sehr emotionale Erfahrungen dar. So wurde ich bestärkt, mich weiterhin in der NS-Forschung und Gedenkarbeit zu engagieren – sei es beruflich oder privat. Umso mehr freut es mich daher, dass ich ab dem 1. Juni ein Volontariat am DZOK absolvieren kann.

Meine eigene Arbeit während des Praktikums im DZOK bestand hauptsächlich aus zwei Projekten, wobei das Übertragen der Häftlingsdatenbank des KZ Heuberg aus physikalischen Ordnern in die FAUST7-Datenbank die meiste Zeit in Anspruch nahm. Zusätzlich zum Übertragen der vorhandenen Daten konnte ich durch kleinere Recherchen die Einträge einiger Häftlinge durch neue Informationen erweitern beziehungsweise eine Grundlage für weitere

detaillierte Recherchen schaffen. Langfristig soll dadurch eine Online-Häftlingsdatenbank des KZ Heuberg – wie sie für das KZ Oberer Kuhberg bereits existiert – entstehen. Ich bin stolz darauf, durch meine Arbeit einen kleinen Beitrag zur Anerkennung und Wertschätzung des Leidens der Häftlinge des KZ Heuberg geleistet zu haben. Gleichzeitig konnte ich wertvolle Erfahrungen im Umgang mit der Archivsoftware FAUST7 sammeln, wovon ich zukünftig sicherlich profitieren werde.

Die zweite größere Aufgabe meines Praktikums beinhaltete die Recherche in noch unerschlossenen Beständen des Archives des DZOK. Bei der erfolgreichen Suche nach möglichen Quellen für eine zukünftige Publikation zur frühen Verfolgung in Württemberg beziehungsweise zu den KZ Heuberg und Oberer Kuhberg stieß ich dabei außerdem auf einige weitere interessante Quellen, was mir bei der Arbeit viel Freude bereitet hat.

Abschließend möchte ich festhalten, dass ich mein Praktikum im DZOK mit durchaus hohen Erwartungen angetreten habe, welche allerdings noch übertroffen wurden. Sowohl persönlich als auch fachlich konnte ich viel dazulernen beziehungsweise mich weiterentwickeln und an einige prägende Erlebnisse werde ich mich noch lange erinnern. Auch menschlich habe ich mich stets wohl und willkommen gefühlt. Dafür möchte ich mich bei allen Beteiligten – haupt- oder ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen und Umfeld – herzlich bedanken. Student*innen der Geschichte oder anderer Fächer kann ich ein Praktikum im DZOK nur empfehlen, da es sich um eine besondere Einrichtung handelt, in welcher Praktikant*innen vielfältige Einblicke und Erfahrungen gewinnen können.

INFO

Johannes Lehmann beginnt zum 1. Juni ein wissenschaftliches Volontariat am DZOK. Er hat seinen Masterstudiengang Historische Wissenschaften an der Universität Augsburg mit einer Arbeit über den Kommandanten des Konzentrationslagers Dachau abgeschlossen („Martin Gottfried Weiß – Eine Täterbiografie“).

Nachruf auf Elisabeth Hartnagel, geb. Scholl

Am 28. Februar 2020 ist in Stuttgart Elisabeth Hartnagel im Alter von genau hundert Jahren verstorben.

Silvester Lechner

Elisabeth Hartnagel war die letzte noch lebende, die mittlere Schwester, der Geschwister Scholl, geboren zwischen Hans (1918) und Sophie (1921). Die älteste Schwester war Inge Aicher-Scholl (geb. 1917), der jüngste Bruder war Werner (geb. 1922). Die nachgeborene Schwester Thilde (1925) wurde nur ein Jahr alt. Bruder Werner ist als Soldat an der „Ostfront“ 1943 „verschollen“.

Nach dem Tod der ältesten Schwester Inge am 4. September 1998, die bis dahin das geistige und politische Erbe ihrer am 22. Februar 1943 hingerichteten Geschwister gepflegt und öffentlich personifiziert hatte, wuchs Elisabeth diese Rolle zu. Bis dahin war sie die bescheiden-zurückhaltende Beobachterin im Hintergrund der historischen Geschehnisse gewesen, die das grellere Licht der Öffentlichkeit scheute. Als dann auch noch am 29. April 2001 ihr Mann Fritz Hartnagel, den sie im Oktober 1945 geheiratet hatte und der der Familie Scholl ab etwa 1940 tief verbunden war, verstarb, übernahm sie definitiv die Aufgabe, die Fragen der interessierten Öffentlichkeit und Nachgeborenen zu beantworten.

Unter den Fragenden war auch ich für das Ulmer Dokumentationszentrum. Ich entdeckte in ihr einen Menschen, der zwar von den Aktionen ihrer Geschwister gegen das Nazi-Regime eher etwas geahnt als gewusst hatte, der aber über die Bedingungen und Folgen ihres Handelns aus nächster geschwisterlicher Nähe so genau wie sonst niemand mit einem präzisen Erinnerungsvermögen berichten konnte. Elisabeth Hartnagel beschenkte mich und die Institutionen des DZOK und der „Stiftung Erinnerung“ mit ihrem Vertrauen, vielen Gesprächseinladungen in ihr Stuttgarter Haus, in dem sie mit ihrem Mann und den vier Söhnen gelebt hatte. Und regelmäßig gabs bei den Besuchen eine wunderbare Maultaschen-Suppe.

Am Tag vor ihrem Tod wurde Lisel, wie sie in der Familie genannt wurde, 100 Jahre alt. Sie war im hohenlohischen Forchtenberg am Kocher geboren worden, wo sie die ersten zehn Jahre ihres Lebens verbrachte.



Elisabeth Hartnagel, hier mit Alt-OB Ivo Gönner, im DZOK am 22.2.2003; Lesung aus dem Manuskript des 2005 erschienenen Briefwechsels von Sophie Scholl mit Fritz Hartnagel. Foto: A-DZOK

In diesen zehn Jahren war ihr Vater dort Bürgermeister.

1930 zog die Familie nach Ludwigsburg um. Und im ersten Halbjahr 1932 kam sie nach Ulm, weil der Vater Robert Scholl als Steuerberater und Wirtschaftsprüfer hier Teilhaber eines Treuhandbüros geworden war. Sie wohnten zunächst in der Kernerstraße 29, ab 1933 in der Olgastraße 81 (heute 139), ab 1939 am Münsterplatz 33.

Im Jahr der Machtübergabe an die Nazis, 1933, war die älteste Scholl-Tochter, Inge, 16 und der jüngste Sohn, Werner, 11 Jahre alt. Elisabeth, die Mittlere, war gerade 13 geworden. Hans war 15 und Sophie 12. Alle Geschwister wurden von der Aufbruchstimmung der Nazis mitgerissen – gegen die Überzeugungen der Eltern. Der Vater sagte von Anfang an: „Das bedeutet Krieg“. Die Scholl-Kinder waren bis etwa 1937 – zum Teil in führender Position – Mitglieder der „Hitler-Jugend“ („Jungvolk“ bzw. „Jungmädels“). Etwa ab 1935 vollzog sich die Abkehr von den ideologischen Inhalten der „Hitler-Jugend“ und die Hinwendung zu den Traditionen der „Bündischen Jugend“. Da diese Abwendung von der „Hitler-Jugend“ ein reichsweites Phänomen war (freilich in Minderheiten), kam es zu Säuberungsaktionen der Nazis „gegen bündische Umtriebe“, wovon auch im Herbst 1937 die Geschwister Scholl betroffen waren.

Die Entwicklung zur aktiven studentischen Widerstandsgruppe der „Weißen Rose“ vollzog sich in München, wo Hans im April 1939 und Sophie im Mai 1942 das Studium aufgenommen hatten. Dort entstanden – zusammen mit einem kleinen Kreis von anderen Studenten – die ersten

vier und ab Januar 1943 die weiteren zwei Flugblätter, die zum konkreten Widerstand gegen das Regime aufriefen.

Da sich Hans und Sophie der Gefährlichkeit ihrer Aktionen bewusst waren, schwiegen sie davon gegenüber Eltern und Geschwistern; auch Elisabeth wusste davon nichts, ahnte aber manches. Als Mittlere der Geschwister bewunderte sie die beiden Größeren Inge und Hans ein Leben lang. Sophie kannte sie aus nächster geschwisterlicher Nähe. Sie teilte sich mit ihr in den Kinder- und Jugendjahren ein Zimmer.

Elisabeth schloss ihre Schulzeit an der Ulmer Mädchen-Oberrealschule in der Steingasse 1936 ab. Danach machte sie eine Ausbildung zur Kindergärtnerin und Kinder-Krankenschwester und arbeitete fortan bis Kriegsende an verschiedenen Stellen.

Am 18. Februar 1943 wurden Hans und Sophie bei der Verteilung des sechsten Flugblattes in der Münchener Uni verhaftet und am 22. Februar zum Tod verurteilt und hingerichtet. Am 27. Februar wurde in der Ulmer Lokalzeitung unter der Überschrift „Todesurteile“ und der Unterzeile „Zwei ehrlose Subjekte hingerichtet“, die Ulmer Öffentlichkeit informiert.

Und am gleichen Tag noch wurden die Eltern, Inge und Elisabeth in „Schutzhaft“ im Ulmer Untersuchungsgefängnis im Frauengraben 4 genommen nach dem „völkischen“ Prinzip, „für den Täter haftet die Sippe“. (Dort gibt es seit April 2008 eine Gedenktafel). Elisabeth wurde als erste nach etwa zwei Monaten entlassen, da sie an einer schweren Nieren- und Blasenentzündung

erkrankt war.

Nun musste sie drei weitere Monate allein am Münsterplatz wohnen, ehe auch die anderen entlassen wurden. Sie hatte ein brutales Speißrutenlaufen in der Ulmer Öffentlichkeit zu erdulden. Diese seelischen Verletzungen blieben in ihrer Erinnerung bis in die letzten Lebensjahre quälend präsent.

Am 10. August 1943, unmittelbar nach der „Sippenhaft“, fand in Ulm ein Prozess gegen die verbliebene Familie statt. Anklagepunkt waren „Rundfunkverbrechen“, d.h. das Hören von „Feindsendern“, wie „Radio Beromünster“ in der Schweiz und der Auslandssender der BBC in London. Der Verurteilung des Vaters zu einer mehrmonatigen Haftstrafe hatte den gleichen propagandistischen Zweck wie ein Artikel im „Ulmer Sturm“ vom 8. Oktober 1943: Die Unterzeile des Artikels, „Das zersetzende Vorbild des Vaters stürzte die ganze Familie ins Verhängnis“ zeigt das Ansinnen, den Vater Robert zum allein schuldigen Verführer zu machen. Knappe zwei Jahre später, am 7. Juni 1945, wurde Robert Scholl von den Alliierten als Ulmer Oberbürgermeister eingesetzt.

Elisabeth gründete in den Nachkriegsjahren mit Fritz Hartnagel, der in diesen Jahren ein Jura-Studium absolvierte, eine Familie. Bevor noch 1956 – in der Bundesrepublik – die Wehrpflicht eingeführt wurde, schuf Hartnagel in der gemeinsamen Wohnung eine Beratungsstelle für Kriegsdienstverweigerer. Hartnagel, im Krieg Berufssoldat und Träger des Eisernen Kreuzes, wurde zu einem – aus einer Handvoll ehemaliger Wehrmachtsoffiziere deutschlandweit – radikalen Gegner jeglicher Wiederbewaffnung und faschistischer



Die fünf Geschwister Scholl um 1929/30, rechts Elisabeth. Foto: Manuel Aicher

Tendenzen. Elisabeth wurde mit ihm 1952 SPD-Mitglied, er war von 1953 bis 1959 Gemeinderatsmitglied in Ulm. Zusammen mit Inge Aicher-Scholl und ihrem Mann Otl Aicher nahmen sie an mehreren Ostermärschen teil. Sie gehörten auch der Friedensbewegung der 1980er Jahre gegen die Stationierung von Atomraketen an. Hartnagel wurde 1985 wegen der Blockade des Militärdepots Mutlangen zu einer Geldstrafe verurteilt.

Als am 8. Mai 2005, 60 Jahre nach Kriegsende, rund um die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg ein „Ulmer Befreiungsfest“ gefeiert wurde, war Elisabeth Hartnagel als Ehrengast und Rednerin ebenso dabei wie bei der Kundgebung am 1. Mai 2009 gegen einen Ulmer Aufmarsch der NPD-Jugend.

Zwei umfangreiche Interviews mit ihr von 2005 und 2010 sind nebst weiteren Dokumenten im Archiv des Ulmer Dokumentationszentrums aufbewahrt. In dem von Christine Abele-Aicher zusammen mit ihrem Mann Julian Aicher herausgegebenen Erinnerungsbuch zu Elisabeths Schwester Inge (Die sanfte Gewalt, Ulm 2012) findet sich ebenfalls, S.119ff, ein aufschlussreiches Interview. Am 21. März 2007 hatte in Ulm der Film über Lisel Hartnagel mit dem Titel „Sophie's Schwester“ von Hanna Laura Premiere.

Am 12. April dieses Jahres schrieb Fred Einstein, der als eines der letzten jüdischen Kinder in Ulm 1937 geboren wurde, und zwar in dem Haus, in dem die Scholls wohnten (heute Olgastraße 139) aus den USA: „I shall miss her very much.“

Ja, wir vom Doku-Zentrum vermissen sie auch. Und ich bin glücklich, sie nah und warm und offen kennengelernt zu haben.

INFO

Am 19. Juni 2020 sollte in der Martin-Luther-Kirche in Kooperation mit der Stiftung Erinnerung Ulm und der Martin-Luther-Gemeinde Ulm eine Veranstaltung unter dem Titel „Wir schweigen nicht! Die Weiße Rose. Eine musikalische Lesung“ zum Gedenken an die Mitglieder der Weißen Rose und zur Würdigung von Elisabeth Hartnagel stattfinden. Leider musste die Veranstaltung aufgrund der aktuellen Situation abgesagt werden. Wir sind derzeit im Gespräch mit Pfarrerin Britta Stegmaier, der Nachfolgerin von Pfarrer Volker Bleil, über einen möglichen Nachholtermin. Wir werden Sie rechtzeitig über einen neuen Termin informieren!

Impressum

Herausgeber:

Dokumentationszentrum
KZ Oberer Kuhberg Ulm e. V.
Postfach 2066, 89010 Ulm
info@dzok-ulm.de
www.dzok-ulm.de

Redaktion:

Isabell Gamperling, Karin Jasbar,
Annette Lein, Ángel Ruiz Kontara,
Christian Schulz, Mareike Wacha,
Dr. Nicola Wenge (verantwortlich)

Druck:

Schirmer Medien GmbH & Co. KG

Auflage:

1.500 Exemplare

Bezugspreis:

Mitteilungen des DZOK: 2 € / Heft
Rückmeldungen, Leserbriefe und Anregungen sind erwünscht. Wir freuen uns auf Ihr Feedback.

Spendenkonto:

IBAN: DE02 6305 0000 0007 6490 62
SWIFT-BIC: SOLADES1ULM
Sparkasse Ulm

Sonderkonto

„Stiftung Erinnerung Ulm“:

IBAN: DE98 6305 0000 0002 7207 04
SWIFT-BIC: SOLADES1ULM
Sparkasse Ulm

Große jüdisch-deutsch-amerikanische Geschichte ...



Elisabeth Hirschhorn Wilson mit Tochter Molly (beide Mitte), Silvester Lechner (li.) und Herbert Auer (re.) auf dem jüdischen Friedhof in Krumbach. Foto: A-DZOK

... war im Dokuzentrum präsent, als von 4. bis 6. Dezember vergangenen Jahres Elisabeth Hirschhorn Wilson und ihre jüngste Tochter Molly zu Gast waren. Die beiden befanden sich auf Europa-Reise, konkret auf der Suche nach den Spuren ihrer Ahnen-Familien. Deren Namen gehören zu den bekanntesten in der jüdisch-deutsch-amerikanischen Beziehungsgeschichte: es sind die Namen Morgenthau und Lehmann (heute: Lehman).

Im Mittelpunkt des Ulm-Besuchs stand die Fahrt am 5. Dezember nach Krumbach, in dessen heute eingemeindetem Teilort Hürben bis in die NS-Zeit eine große jüdische Gemeinde angesiedelt war. Hier begann Lazarus Morgenthau (1815-1897), der Urahn der amerikanischen Morgenthaus, 1832 als 17-Jähriger seine Berufskarriere, zunächst als wandernder Händler. Und hier lernte er seine spätere Frau Babette Guggenheim kennen, deren Verwandte auf dem jüdischen Friedhof in Krumbach beerdigt sind. 1843 siedelte Lazarus nach Mannheim um, wurde Tabak-Fabrikant und emigrierte schließlich 1866 in die USA. Henry Morgenthau (II), amerikanisches Regierungsmitglied in den 1950er Jahren, war sein Enkel; ebenso wie Robert Morgenthau, hochangesehener demokratischer Staatsanwalt, der kurz vor seinem 100. Geburtstag im Juli 2019 verstarb. Die Mutter unseres Gastes Elisabeth, ist eine gebürtige Morgenthau und ebenfalls Enkelin von Lazarus.

Herbert Auer, Historiker der jüdischen Gemeinde Krumbach-Hürben, führte die Gäste über den Friedhof. Begleitet wurden sie dabei von Silvester Lechner und Katja Hamm, die seitens des Dokuzentrums den Aufenthalt mit Elisabeth und Molly gestalteten.

Von Ulm aus reisten die beiden Gäste weiter nach Rimpf bei Würzburg, woher der deutsche Urahn des anderen Familienteils, der Lehmanns, Abraham Lehmann, stammt. Ursprünglich Viehhändler, wurde er der Gründer der amerikanischen Investment-Bank „Lehman Brothers“.

Der Besuch der amerikanischen Gäste war vermittelt worden von Karen Franklin, Mitarbeiterin des Leo-Baeck-Institutes und des Museum of Jewish Heritage in New York und langjährige Freundin und Bezugsperson des Dokuzentrums. (Silvester Lechner)

Eine Rückkehr und eine außergewöhnliche Familienzusammenkunft



Angehörige der Familie Lebrecht in der v.h. bei der Übergabe von Fotografien an Nicola Wenge (links). Foto: A-DZOK

... stellte der Besuch der Familie Lebrecht anlässlich der Verlegung von Stolpersteinen im Hof der ehemaligen Lebrecht Villa in der Steinhövelstraße 5 dar. Zurückgekehrt ist eine Wetterfahne auf das Dach der heutigen Hans-Lebrecht-Schule, die Wilhelm Lebrecht mit seinen nichtjüdischen Ulmer Musikfreunden beim Hauskonzert zeigt. Diese Wetterfahne musste 1936 nach einer antisemitischen Hetzkampagne in den Ulmer Zeitungen entfernt werden. Die bedeutende Lederfabrikanten-Familie wurde in alle Winde zerstreut und die Wetterfahne gelangte schließlich nach Chile, wohin ein Sohn von Wilhelm, Curt Lebrecht, emigrierte. Erst 2020 – 80 Jahre nach der Flucht – entschied der Familienrat auf Initiative der Hans-Lebrecht-Schule, sie wieder nach Ulm zurückzubringen. Als sichtbares Zeichen, dass der Plan der Nationalsozialisten, sie auszulöschen, nicht aufgegangen war. Als Symbol dafür, dass jüdisches Leben, dass die Familie Lebrecht, fester Teil der Ulmer Stadtgeschichte ist. Und als Zeichen der Verbundenheit

mit allen, die sich Antisemitismus heute entgegenstellen. Gleichzeitig bot sich so eine Gelegenheit der verschiedenen Familienmitglieder aus Chile, Israel, Portugal, Hamburg und Berlin anzureisen und sich, zum Teil zum ersten Mal, in Ulm zu treffen. Das DZOK organisierte zusammen mit der Hans-Lebrecht-Schule ein Besuchsprogramm, bei dem neben dem familiären Austausch auch die Familiengeschichte in Ulm und ihre Vertreibung im Mittelpunkt standen. Barbara Lebrecht hatte bisher unbekannte Familienfotos aus dem 19. und 20. Jahrhundert im Gepäck, die zunächst durch mehrere Generationen Lebrechts begutachtet wurden und die sie bei ihrer Abreise dem DZOK zur Bewahrung und Dokumentation der Ulmer jüdischen Geschichte überließ. (Josef Naßl)

Eine Chronik zu rechten Aktivitäten in Ulm 2019 ...

... hat das Recherchekollektiv „Rechte Umtriebe Ulm“ im Mai dieses Jahres veröffentlicht. Darin werden über 50 Veranstaltungen, Angriffe und Übergriffe in Ulm und Umgebung im Jahr 2019 aufgelistet. Gesonderte Artikel beschäftigen sich u.a. mit dem extrem rechten Verein Uniter, der Hooliganszene des SSV Ulm 1846 und der Identitären Bewegung Schwaben. Auch die Aktivitäten des AfD Kreisverbands Ulm/Alb-Donau und die extrem rechte Vergangenheit von Gemeinderat Markus Mössle werden genauer beleuchtet. Die Autor*innen haben dazu öffentliche Informationen von Webseiten und Social Media zusammengetragen und ausgewertet. Die Chronik kann auf folgendem Blog eingesehen werden: <https://rechteumtriebeulm.blackblogs.org/> (Mareike Wacha)

„Nie wieder Faschismus – nie wieder Krieg“ ...

... war die zentrale Losung, unter der am 8. Mai 2020, 75 Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, eine Kundgebung auf dem Münsterplatz stattfand, zu der u.a. die DGB-Jugend und die Naturfreunde Ulm eingeladen hatten. Bei der Erinnerung an das Kriegsende 1945 kamen ca. 100 Menschen zusammen, die damit auch gegen die Nato-Kommando-Zentrale in Ulm ihren Protest formulierten und demonstrierten.



Tag der Befreiung, 8. Mai 2020. Foto: A-DZOK

Die Musikgruppe „Lebenslaute“, die klassische Musik mit Aktionen zivilen Ungehorsams verbindet und sich mit gewaltfreien Aktionen gegen Krieg(e) einsetzt, war ein zentraler Programmpunkt. Die Gedenkaktion auf dem zentralen Platz der Stadt Ulm an diesem Tag ist ein Beispiel für die Vielfalt von Erinnerungsaktivitäten zum 8. Mai, die auch unter schwierigen Corona-Voraussetzungen und mit Kreativität realisiert wurden. Dass genau an diesem Ort sich einen Tag später eine ganz andere Veranstaltung Raum nahm, macht schon nachdenklich: Am 9. Mai haben Menschen gegen die Corona-Beschränkungen protestiert. Etwas mehr als 200 Teilnehmer*innen haben am Samstagnachmittag gegen die Regeln im Kampf gegen das Coronavirus demonstriert – unter ihnen eine Gruppe von knapp 30 Vertretern der AfD sowie rechte Hooligans des SSV Ulm 1846. Politiker und Medien wurden beschimpft, sie würden den Menschen Angst einjagen und Panikmache schüren, um die Freiheitsrechte der Bürger*innen beschneiden zu können. (Annette Lein)

Rassismus in Ulm vor Gericht

In diesen Wochen verhandelt(e) das Ulmer Landgericht zwei rassistische Vorfälle: Am 3.8.2019 hatte ein Mann aus Ulm mit einer Druckluftpistole auf einen gebürtigen Nigerianer vor dem Bürgerhaus Mitte geschossen und ihn verletzt. Der Täter wurde am 15. Mai zu 15 Monaten auf Bewährung verurteilt. Die Schüsse hatten nach Überzeugung des Gerichts einen rassistischen Hintergrund. Noch länger läuft der Prozess gegen fünf Angeklagte, die am 24. Mai 2019 mit einer brennenden Fackel den Wohnwagen einer Roma-Familie in Erbach angegriffen hatten. Die Angeklagten gaben zu, dass sie mit diversen Angriffen die Roma vertreiben wollten, damit ihr Dorf deutsch bleibe. Sie hatten wenige Tage vor der Tat vor einer Reichskriegsflagge mit Hitlergruß posiert. Die Urteilsverkün-

dung ist auf September terminiert. Beide Vorfälle zeigen, dass es auch in Ulm ein Problem mit Rassismus und Antiziganismus gibt. Dem gilt es mit Aufklärung und Bildung, mit Solidarität mit den Betroffenen und einer klaren inhaltlichen Zurückweisung menschenverachtender Positionen zu begegnen. (Nicola Wenge)

Eine erste Learning-App des DZOK

... kann unter <https://learningapps.org/11131308> aufgerufen werden. Entwickelt wurde das interaktive Online-Angebot für den Internationalen Museumstag, der in diesem Jahr nur virtuell stattfinden konnte. Normalerweise besuchen am Museumstag unter anderem viele Familien die Gedenkstätte. Zu diesem Anlass war es ein Anliegen, das gedenkstättenpädagogische Angebot für Kinder auszuweiten. Das neue virtuelle Angebot gibt einen kleinen Einblick in die KZ-Gedenkstätte und die Geschichte des Ortes. Die leicht zugängliche App ermöglicht ein behutsames Herantasten an die Thematik und ein Kennenlernen des historischen Ortes. Zielgruppe dieses Angebotes sind Kinder und Jugendliche ab 12 Jahren. Die App beinhaltet verschiedene Themenbausteine: Die Vorstellung der Räume am historischen Ort und deren Bedeutung, die Verfolgungsgründe verbunden mit einer eigenen Recherche, eine Kurzbiografie, sowie Bezüge zur Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen. Diese Themenbausteine werden durch interaktive Aufgaben aufbereitet. Der Aufbau ermöglicht ein selbständiges Erarbeiten durch die Kinder und Jugendlichen. Je nach Interesse können einzelne Bausteine herausgegriffen oder die Bearbeitung der App unterbrochen werden. Denkbar ist auch, das Angebot im Schulunterricht für die Klassenstufen sechs bis acht einzusetzen. Das Angebot entstand im Rahmen des Semesterpraktikums von Helen Gaupp. (HG)

Am 3. November 2020 jährt sich der 100. Geburtstag von Peter Ury

Aus diesem Anlass plant an diesem Tag das Ulmer Scherer-Ensemble unter Leitung von Thomas Müller im Ulmer Schwörhaus ein Gedenkkonzert. Ury wurde in Ulm geboren und machte hier 1938 am heutigen Schu-

bart-Gymnasium sein Abitur. Er lebte bis zu seiner Flucht nach England am 22. März 1939 mit seinen Eltern Fanni Hedwig (geborene Ullmann) und seinem Vater, dem Arzt Dr. Sigmar Ury, in der Zinglerstraße 44. Vor diesem Haus wurden 2016 Stolpersteine für sie verlegt. Unmittelbar nach dem Krieg kehrte er für einige Tage als Dolmetscher der amerikanischen Armee nach Ulm zurück. Da erfuhr er, dass seine Mutter im August 1942 nach Theresienstadt und von dort ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert und ermordet worden war. Nach dem Krieg arbeitete Ury in London als Musik-Schriftsteller, Musiklehrer und Komponist. Aus seinem Werk wird das Konzert bestritten. Peter Ury war mit Silvia Unger (aus Köln stammend) verheiratet und hat mit ihr drei Kinder. Er verstarb am 20. September 1976 in London. (SL)

„Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“



Blick in den gut gefüllten Saal der Hammer-schmiede in Königsbronn. Foto: Joachim Ziller

... war der Titel des Königsbronner Symposiums über den Umgang mit Sprache im Dezember vergangenen Jahres, veranstaltet von der Georg-Elser-Gedenkstätte Königsbronn in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und dem Verein Gegen Vergessen – Für Demokratie. Die Präsentation der DZOK-Wanderausstellung setzte dabei für die über 100 Gäste einen besonderen inhaltlichen Rahmen. In Vorträgen, intensiven Diskussionen und einem Podiumsgespräch wurden Handlungsfelder und Handlungsmöglichkeiten zum Umgang mit menschenverachtender Sprache in den Blick genommen. Nicola Wenge stellte in ihrem Vortrag die Hintergründe des DZOK-Sprachprojekts vor. Ebenso wie sie plädierte Heidrun Kämper vom Institut

für Deutsche Sprache Mannheim dafür, den rechtspopulistischen und rechtsextremen Sprachgebrauch zu entlarven, darüber aufzuklären und zu sensibilisieren. Reichlich genutzt wurde von den Teilnehmenden des Symposiums die Möglichkeit zur Diskussion im Anschluss an die Referate. Die Teilnehmer*innen zeigten sich begeistert vom hohen Niveau des Symposiums. (AL)

Am 10. und 11. März fand eine Tagung in Weingarten ...

... unter dem Titel „Historisches Wissen und gesellschaftlicher Bildungsauftrag am Beispiel des Nationalsozialismus in Oberschwaben“ statt. Über zwanzig Vertreter*innen verschiedener Museen, Gedenkstätten, Dokumentationszentren, Forschungseinrichtungen und weiterer Initiativen trafen sich zu einem 2-tägigen Austausch über neue Forschungs- und Vermittlungsansätze zur Geschichte des Nationalsozialismus in der Region Südwürttemberg zwischen Schwäbischer Alb und Bodensee sowie der angrenzenden Gebiete. Organisiert wurde die Tagung vom DENKstättenkuratorium NS-Dokumentation Oberschwaben, dem Zentrum für Psychiatrie (ZfP) Südwürttemberg und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Josef Naßl stellte ein neues Vorhaben des DZOK vor: Die bestehende Online-Datenbank zu den Häftlingen des KZ Oberer Kuhberg um die Inhaftierten der Lager Heuberg und Gotteszell zu erweitern. Die DZOK-Wanderausstellung „Man wird ja wohl noch sagen dürfen“, die gleichnamige didaktische Handreichung sowie das neue Sprachprojekt „language matters – Zum Umgang mit Hasssprache in Geschichte und Gegenwart“ präsentierte Mareike Wacha. Beide Projekte stießen auf großes Interesse bei den Teilnehmenden.

Ein ausführlicher Tagungsbericht kann abgerufen werden unter: <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8744> (MW)

Dank, Glückwunsch und Willkommen ...

... gilt zwei Frauen, die für die Gedenkstättenlandschaft des Landes Baden-Württemberg eine wichtige Rolle spielen:

Die bisherige Leiterin der Abteilung Demokratisches Engagement und

des Fachbereichs Gedenkstättenarbeit, Sibylle Thelen, ist seit diesem Jahr neue Co-Direktorin der Landeszentrale für politische Bildung – neben Lothar Frick. Seit Juli 2011 leitete Sibylle Thelen den Fachbereich, der sich um die Förderung der vielfach ehrenamtlich geleisteten Arbeit der Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus und aus dem Widerstand kümmert – gemeinsam mit der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen (LAGG) und den beteiligten Landeseinrichtungen. Mit großem Sachverstand, Empathie und Engagement wurde Frau Thelen auch für das DZOK zur wichtigen Wegbegleiterin, Ratgeberin und Unterstützerin. Dafür sind wir ihr dankbar. Für ihre neuen Aufgaben wünschen wir weiterhin Ideenreichtum, Geduld, Argumentationsfähigkeit und Handlungskompetenz, wenn es um die Stärkung von politischer Bildung geht.

Ihre Nachfolgerin ist die Historikerin Dr. Katrin Hammerstein. Sie ist in der baden-württembergischen Gedenkstättenlandschaft u.a. durch ihre Mitarbeit am Materialienheft „Baden 1933“ und für das Forschungsprojekt „Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“ bekannt. Außerdem war sie seit Januar 2018 akademische Mitarbeiterin an der Universität Heidelberg im Forschungsprojekt „Beamte nationalsozialistischer Reichsministerien. Rekrutierung – Karrieren – Nachkriegswege“ im Rahmen des von der Kulturstaaatsministerin aufgelegten Programms zur NS-Behördenforschung.

Wir rufen beiden in neuen Konstellationen zu: Auf gute Zusammenarbeit! (AL)

Jugendguides an Gedenkstätten ...

... werden auch im Schuljahr 2020/21 wieder landesweit ausgebildet. In Kooperation mit dem Fachbereich Gedenkstättenarbeit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg hat der Arbeitskreis Jugend- und Vermittlungsarbeit der LAGG bereits 2018 ein Konzept erarbeitet, das Jugendliche für die Arbeit an einer Gedenkstätte qualifiziert. Auch das DZOK Ulm ist an der Durchführung der Ausbildung beteiligt.

Im Rahmen der Ausbildung lernen Jugendliche Methoden einer guten

Führung am Ort kennen, sie diskutieren zeitgemäße Konzepte in der Vermittlungsarbeit und vertiefen ihr Wissen in den Themengebieten „NS-Konzentrationslager“ und „Jüdisches Leben“. Die für Oktober 2020 geplante Ausbildung wurde aufgrund der aktuellen Situation auf das Frühjahr 2021 verschoben und dauert voraussichtlich bis Mai. Sie umfasst drei Wochenenden an verschiedenen Orten in Baden-Württemberg. Interessierte Jugendliche können sich ab sofort darüber auch beim DZOK informieren und für die Ausbildung zum Jugendguide anmelden. (Andreas Schulz/LpB; Annette Lein)

Die AG „Gedenkstätten an Orten früher Konzentrationslager“ ...



Die Mitglieder der AG. Foto: Alice Fuß

... hielt ihr Jahrestreffen vom 2. bis 4. März 2020 in Neustadt an der Weinstraße ab. In Neustadt war am 10. März 1933 ein Konzentrationslager errichtet worden. In den wenigen Wochen des Bestehens waren dort annähernd 500 Männer aus der ganzen Pfalz inhaftiert. Neben der Beschäftigung mit dem historischen Ort stand die Weiterentwicklung inhaltlicher Projekte auf dem Programm: In Arbeitsgruppen verständigten sich die Mitglieder, die insgesamt elf Einrichtungen aus dem gesamten Bundesgebiet vertraten, auf Grundzüge einer für 2023 geplanten Wanderausstellung über die Geschichte der frühen Konzentrationslager.

Darüber hinaus bereiteten sie Themenmodule für die pädagogische Arbeit vor. Das Treffen, das kurz vor dem Corona-Lockdown noch persönliche Vernetzung ermöglichte, war von einer sehr freundlichen Aufnahme von Seiten der Gastgeber*innen und einer konstruktiven Arbeitsstimmung geprägt. (NW)

nerung, das macht der Band sehr klar, „ist keine gemütliche, bade-wasserlaue Annehmlichkeit, sondern ist eigentlich immer ein Graus, eine Zumutung und eine einzige Kränkung der Eigenständigkeit. Und zwar deshalb, weil wir ja keine Kontrolle über das, was schon passiert ist, haben.“ (Ruth Klüger) Das sollten wir wissen und beherzigen.

Christian Schulz

Sybille Eberhardt:

Als das „Boot“ zur Galeere wurde ...: Wie jüdische Frauen und Mädchen aus Łódź und Umgebung Ghettoisierung, Lagerhaft in Auschwitz-Birkenau, Bergen-Belsen, Zwangsarbeit in Geislingen/St. und Deportation nach Allach überlebten. Göppingen: Manuela Kinzel Verlag 2018. 504 S., 19 €.

Das bittere Leben – und auch Sterben – von Zwangsarbeitern im Deutschen (NS-)Reich und seinen abhängigen Gebieten ist nicht mehr unbekannt. Es ist sinnvoll, wenn wir Nachgeborenen lernen, dass diese bitteren Lebensverläufe nicht nur irgendwo, fern von unserem jeweiligen Lebensraum, „passierten“, sondern auch „vor unserer Haustür“. Was sich während des Zweiten Weltkriegs „vor den Haustüren“ von Geislingen zutrug, können wir im Detail und in aller Schrecklichkeit in dem Buch von Sybille Eberhardt nachlesen.

Die 1945 in Geislingen geborene Realschullehrerin i. R. hat, unterstützt von ihrem Ehemann, Jahre investiert, um das Leben von 18 polnischen Zwangsarbeiterinnen von ihrer Kindheit an bis zur Schreckenszeit bei der WMF in Geislingen bzw. zu ihrer Befreiung in Allach/Bayern durch US-Soldaten nachzuzeichnen. Was aus diesen Frauen später wurde, lag weniger im Blickfeld der Forscherin, doch es ist erwähnenswert, dass es nach der Befreiung in den Displaced Persons Camps, in denen die Frauen zunächst untergebracht waren, zu zahlreichen Eheschließungen kam; die meisten der hier vorgestellten Frauen wanderten später in die USA aus.

Der Fokus auf Frauen aus Polen ergibt sich auch aus der Lebensgeschichte der Autorin: Sybille Eberhardt hat sich schon vor dem hier vorgestellten Buch ausführlich mit einer deutschen Unrechtstat im besetzten Polen befasst und darüber

sowohl ein Buch als auch ein Theaterstück geschrieben; letzteres wurde an ihrem Wohnort Rechberghausen aufgeführt.

Aufmerksame Mitmenschen halfen der Autorin zu ihrem Thema: „Zwangsarbeiterinnen bei WMF Geislingen“. Das war zum einen die (zufällige) Entdeckung einer Liste mit den Namen von rund achthundert solcher Arbeiterinnen sowie weiterer Angaben über sie in der Gedenkstätte Yad Vashem und zum anderen der Hinweis, dass von der Shoah-Foundation des US-Regisseurs Steven Spielberg über fünfzigtausend Interviews mit Überlebenden geführt und dokumentiert wurden (meist auf Englisch). Eberhardt gliederte die Namen in den verschiedenen Listen ab. Einige der von (ehrenamtlich tätigen) Spielberg-Mitarbeiterinnen geführten Interviews sind, im Auftrag eines in Berlin angesiedelten Archivs (<https://archiv.zwangsarbeit-archiv.de/de/>), inzwischen ins Deutsche übersetzt. Aber zahlreiche andere derartige Interviews hat die Autorin, unterstützt von ihrem Ehemann, selbst übersetzt und ausgewertet. Parallel dazu versuchte Eberhardt mit Hilfe von Fachliteratur und Archivunterlagen die Aussagen der überlebenden Zwangsarbeiterinnen zu überprüfen, einzuordnen und durch Quellen über die Täter (Zeitungsmeldungen etc.) zu beleuchten. Die Autorin suchte auch Herkunfts-orte der in Geislingen eingesetzten Zwangsarbeiterinnen auf, Orte wie Łódź (auf Deutsch eigentlich „Boot“) und die Gedenkstätte Ravensbrück, wo zu KZ-Zeiten Fabrikarbeiterinnen der WMF von der SS zu Aufseherinnen für das Arbeitslager Geislingen „ausgebildet“ wurden.

Gegliedert hat die Autorin ihr Buch chronologisch nach dem Leben der polnischen Jüdinnen: „vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs“, „Kriegsbeginn in Lodz, das Leben im Ghetto“, Deportationen, Auflösung des Ghettos, Durchgangslager, Zwangsarbeit in Geislingen (Aufnahme in das Lager, Lagerleben, Lagerpersonal, Weg vom Lager zum Arbeitsplatz), WMF im Dritten Reich, Arbeitsbedingungen in der WMF, Überlebensbedingungen im Lager, letzte Kriegsphase, Auflösung des Lagers, Evakuierung, Befreiung, Ausblick auf eine neue Lebensphase.

Die Fülle an Daten und Aussagen in dem Fünfhundert-Seiten-Buch ist

unvorstellbar dicht. Als Leser kann man sich mehr Übersichtlichkeit wünschen, vielleicht auch weniger kritische Überlegungen der Autorin zu Aussagen der Opfer: Es ist sicher richtig, die Erinnerungen der einstigen Zwangsarbeiterinnen zu prüfen und auch mal zu korrigieren, aber man kann diese Korrekturen auch mal als „zu viel des Guten“ empfinden. Erfreulich für die Autorin ist, dass (wie dem Nachwort zu entnehmen) ein Nachfahre einer der vorgestellten Zwangsarbeiterinnen die Arbeit von Sybille Eberhardt würdigt. Das Buch und seine Autorin wurden 2019 mit einem Preis des Landes Baden-Württemberg für Heimatforschung ausgezeichnet. Die Arbeit von Sybille Eberhardt und deren Veröffentlichung fördern die Erinnerungskultur in Geislingen und im benachbarten Göppingen.

Veit Feger

Weiterführendes:

Enthüllung einer Gedenkplatte zur Erinnerung an die infolge der Zwangsarbeit gestorbenen Frauen auf dem Friedhof Göppingen 2019:

 <https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.gedenkplatte-auf-dem-goepfing-friedhof-anonym-nazi-opfer-werden-dem-vergessen-entrisen.a0eb6282-8cbf-47c5-b87f-ecb08dc1a55.html>

(oder: www.stuttgarter-nachrichten.de > Suche nach: Gedenkplatte + Göppinger + Friedhof)

Kurzer Abriss der Geschichte des KZ-Außenlagers Geislingen:

 <http://www.stolpersteine-gp.de/stolperschwelle-geislingen/>

Fatma Aydemir, Hengameh Yaghoobifarah (Hg.):

Eure Heimat ist unser Albtraum. Berlin: Ullstein Buchverlage 2019. 5. Auflage, 202 S., 20 €.

Das Thema Heimat hat in den letzten Jahren eine Konjunktur im öffentlichen Diskurs erfahren. Dies zeigt sich auch in den zahlreichen Publikationen, die dazu veröffentlicht wurden und einen Beitrag zur Debatte liefern (u.a. Thomas Ebermann: „Linke Heimatliebe“, Konkret 2019; Peter Bierl: „Keine Heimat nirgendwo“, Edi-

tion Critic 2020). In der letzten Ausgabe der Mitteilungen wurden zwei Bände besprochen, die sich mit dem Thema beschäftigen (s. Mitteilungen 71/2019): Nora Krug, Illustratorin und Autorin, verbindet in ihrem vielbeachteten Graphic Memoir „Heimat: ein deutsches Familienalbum“ (2018) deutsche Geschichte mit der eigenen familiären Biografie. Sie wirft einen ‚deutschen‘ Blick auf den Heimat-Begriff. Mit „Heimat: Geschichte eines Missverständnisses“ (2019) legt die Literaturwissenschaftlerin Susanne Scharnowski eine Abhandlung des Begriffs durch verschiedene Jahrhunderte und den damit verbundenen Bedeutungsänderungen vor. Der Sammelband „Eure Heimat ist unser Albtraum“, herausgegeben von den Journalist*innen Fatma Aydemir und Hengameh Yaghoobifarah, hat eine andere Herangehensweise – er geht von den persönlichen Erfahrungen ‚migrantischer‘ oder als ‚migrantisch‘ wahrgenommener Menschen aus.

Der Sammelband enthält vierzehn Aufsätze, die sich Themen wie „Vertrauen“ (Deniz Utlü), „Gefährlich“ (Nadia Shehadeh) oder „Privilegien“ (Olga Grjasnowa) widmen. Entstanden ist die Idee dazu im März 2018 mit der Umbenennung des Innenministeriums in „Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat“ – kurz „Heimatministerium“. Die Ausgangsthese des Buches geht davon aus, dass Heimat „nie einen realen Ort, sondern schon immer die Sehnsucht nach einem bestimmten Ideal beschrieben [hat]: einer homogenen, christlichen weißen Gesellschaft, in der Männer das Sagen haben, Frauen sich vor allem ums Kinderkriegen kümmern und andere Lebensrealitäten schlicht nicht vorkommen“ (S. 9).

Der Titel des Bandes ist stark, selbstbewusst und emanzipatorisch. Er scheint eine Kampfansage zu sein, die eine klare Linie zieht und eine deutliche Kritik an den bestehenden Verhältnissen äußert. Zu Wort kommen herausgehobene Persönlichkeiten, darunter die Autorin und Kolumnistin Magarete Stokowski („Untenrum frei“, Reinbek 2016), der jüdische Autor Max Czollek („Desintegriert euch!“, Hanser 2018) sowie die Linguistin und Rapperin Reyhan Şahin alias Lady Bitch Ray. Sie und weitere wurden gebeten „mit uns gemeinsam über oft übersehene, aber sehr existenzielle Aspekte marginalisierter

Lebensrealitäten in Deutschland zu schreiben“ (S. 11). Dies ist an vielen Stellen auch gelungen.

So beeindruckt Herausgeber*in Hengameh Yaghoobifarah mit ihrem Aufsatz „Blicke“ über den „weißen Blick“ (S. 75). Sie beschreibt, wie es ist, misstrauisch betrachtet, ständig angestarrt und mitunter sogar ohne Erlaubnis fotografiert zu werden. „Ich werde als ‚anders‘ wahrgenommen, als ‚fremd‘. Aus welchem Grund weiß ich nicht genau. Hängt es damit zusammen, dass ich dick bin? Dass ich queer bin? Dass ich Kanak_in bin?“ (S. 70), schreibt sie. Yaghoobifarah schildert, wie es sich anfühlt ständig Blicken ausgesetzt zu sein: „Fremdbestimmende, exotisierende, ent- oder hypersexualisierende Blicke prallen selten einfach nur an dir ab. Meistens bleiben sie haften“ (S. 79). Damit thematisiert sie Strukturen und Stereotype, die diesen Handlungen zugrunde liegen. Beschreibungen über die alltäglichen Formen des Rassismus jenseits von körperlichen Angriffen finden sich in den meisten Aufsätzen wieder. Das ist auch die Stärke des Bandes. Die Autor*innen berichten von scheinbar kleinen, permanenten Übergriffen und Grenzübertretungen, denen sie jeden Tag begegnen und die weiße Menschen meist nicht wahrnehmen. Fragen wie „Wo kommst du her?“ (Mithu Sanyal, S. 112) sind Teil des „Othering“-Prozesses, der bestimmte Menschen dazugehörig oder eben nicht dazugehörig zu einer Gruppe beschreibt. Auch die Bewertung unterschiedlicher Sprachen bei Kindern sei Teil des Problems, so Stokowski. Sprechen Kinder in ihren Familien englisch, französisch oder spanisch, wird das als positiv wahrgenommen und steht für gute Bildung, sprechen sie arabisch, türkisch oder polnisch, ist das ein Zeichen für Desintegration. „Mehrsprachigkeit ist aber [...] für viele Menschen eine Realität, die man im Bildungssystem fördern kann, anstatt nach rassistischen Kriterien in gut und schlecht einzuteilen“, so Magarete Stokowski (S. 154).

Die Alltagsrassismen werden deutlich und in aller Ausführlichkeit dargestellt – was im Band allerdings nur am Rande thematisiert wird, ist der in der deutschen Gesellschaft tiefverankerte strukturelle Rassismus. Er klingt immer wieder an, wie in Deniz Utlus Artikel über das fehlende Vertrauen ‚migrantischer‘ Menschen

in staatliche Behörden, zum Beispiel während der Ermittlungen zu den Morden des Nationalsozialistischen Untergrunds (S. 48). Auch emanzipatorische Projekte ‚migrantischer‘ Communities und diverser Gruppen, die den rassistischen Verhältnissen gemeinsam etwas entgegensetzen, finden im Band wenig Raum. So bleiben die einzelnen Erfahrungen für sich stehen und zeigen kaum, dass es seit Jahrzehnten starke Positionen gibt.

Die Schärfe, die der Titel des Bandes andeutet, findet sich in den Aufsätzen nur an wenigen Stellen wieder. So unversöhnlich wie der „Albtraum Heimat“ scheint, wird er von den Autor*innen nicht vermittelt. Eine der wenigen Forderungen ist die von der Theatermacherin und Autorin Simone Dede Ayivi vorgeschlagene „Solidarität“ (S. 187), vor allem auch von Menschen, die nicht von Rassismus betroffen sind. Aber reicht das aus in Zeiten, in denen die extrem Rechte immer stärker wird, die AfD in die Parlamente einzieht, nach wie vor Unterkünfte für Geflüchtete angezündet und Menschen aufgrund ihrer (vermeintlichen) Herkunft oder ihres Glaubens ermordet werden? Dennoch ist der Band ein guter Schritt, marginalisierte Lebensrealitäten sichtbar zu machen und für existenzielle Aspekte kritisch und empathisch zu sensibilisieren.

Mareike Wacha

Andreas Zekorn:
Todesfabrik KZ Dautmergen: Ein Konzentrationslager des Unternehmens „Wüste“
Stuttgart: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, W. Kohlhammer 2019. 440 S., 6,50 €.

Aus Ulmer Perspektive, der Perspektive dieser „Mitteilungen“: Das ehemalige Landeskonzentrationslager von Württemberg im Fort Oberer Kuhberg wurde im November 1933 eingerichtet und bestand bis 1935. Es ist ein Anfangspunkt für das Nazi-Regime und das es konstituierende System der Konzentrationslager. Das vorliegende Buch von Andreas Zekorn beschreibt in seinen akribisch recherchierten Inhalten einen Schlusspunkt für das Regime und

sein KZ-System. Es hat den alles besagenden Titel „Todesfabrik KZ Dautmergen“. Dautmergen war ein Lager des „Unternehmens Wüste“, später auch „Neckarlager“ genannt. Dazu gehörten mit Dautmergen zunächst neun weitere Lager. „Wüste“ war ein Deckname für die Gewinnung von Öl aus Schiefer am regionalen Albtrauf. Das Lager wurde im Sommer 1944 aufgebaut und bestand neun Monate – bis zur Befreiung durch französisches Militär Mitte April 1945. Die Gemeinde Dautmergen liegt zwischen den Städten Schömberg und Balingen im Zollernalbkreis, an der Bahnlinie Tübingen-Rottweil, etwa 100 km von Ulm entfernt.

Die Gegenüberstellung „Oberer Kuhberg – Dautmergen“ soll deutlich machen, in welchen Schreckensdimensionen sich in nur etwa zehn Jahren das KZ-System entwickelt hat. Während das Prinzip der Konzentrationslager als jenseits der Justiz stehende Sonderhaftstätten gleichgeblieben war, kamen in Dautmergen als zentrale Wesensmerkmale die Dimension wirtschaftlicher Ausbeutung der Häftlinge bis zum letzten Atemzug, die Internationalität der Häftlingsgesellschaft sowie das Chaos des bevorstehenden Kriegsendes dazu.

Der Kuhberg hatte den äußeren Anspruch einer „Umerziehungsanstalt“ für politisch Unangepasste, Dautmergen war letztlich eine „Todesfabrik“.

Es gibt einen zweiten, gut vier Jahrzehnte später, in den 1980er Jahren liegenden Zusammenhang zwischen den „Wüste-Lagern“ und dem KZ Oberer Kuhberg, und zwar den Zusammenhang der beginnenden Aufarbeitung der Lagergeschichten in den jeweiligen Gedenkstätten-Initiativen. Persönlichkeiten wie Julius Schätzle, Alfred Hausser, Hans Gasparitsch, alles deutsche, schwäbische KZ-Überlebende, bildeten die Klammer dieser Initiativen.

Dautmergen gehörte nominell zum Lagerkomplex des KZ Natzweiler-Struthof. Es war gemessen an der Zahl der Häftlinge (über 10.000) dessen größtes Außenlager. Natzweiler befand sich im Elsass als eines von zwölf offiziellen nationalsozialistischen KZ (damals KL abgekürzt) zwischen Mai 1941 und November 1944. Es stand in der Regie des „Reichsicherheitshauptamtes“, danach in der Regie der Wirtschaftsbetriebe der SS, des „Wirt-

schafts-Verwaltungshauptamtes“ in Berlin. Zum KZ-Komplex Natzweiler zählten nahezu 70 Außenlager bzw. Außenkommandos, die insbesondere im Mosel- und Neckarraum im vorletzten Kriegsjahr, ab März 1944, eingerichtet worden waren. Diese Außenlager bestanden noch bis April 1945 unter der Zuordnung „KZ Natzweiler“ weiter, zu einem Zeitpunkt also, als das Hauptlager schon längst (am 22. November 1944) wegen des Anmarsches der US-Armee evakuiert worden war.

Obwohl die „Wüste-Lager“ irgendwie auch geplant waren, kann man sie doch in erster Linie als Panik-Aktionen des untergehenden Nazi-Systems bezeichnen, und zwar aus zwei Gründen: einerseits um den gewaltigen Mineralölbedarf der gesamten Wehrmacht am Ende des Krieges zu decken; und andererseits um den in die Zehntausende gehenden Häftlingsschub aus den im Westen und Osten aufgelösten Lagern – Häftlingen, deren Leben ausschließlich für die „Verwertung“ als Arbeitskräfte diente – aufzufangen.

Schon im 19. Jahrhundert war festgestellt worden, dass der minimale Ölgehalt im Schiefergestein eine Förderung unrentabel machen würde. Genau dies war, wie Andreas Zekorn im vorliegenden Buch nachweist, das ökonomische Ergebnis der Nazi-Aktionen: Die gewonnenen Ölerträge waren geringer als die zur Ölgewinnung aufgewendete Energie (S. 56 ff).

Hier einige der wesentlichen Stichworte, die in der vorliegenden Studie ausgeführt werden:

- die Forschungslage zu den Wüste-Lagern und die Gedenkinitiativen bis heute
- Aspekte der Schieferöl-Gewinnung im Projekt Wüste
- SS-Personal und Wachmannschaften
- Funktionshäftlinge und Lagergesellschaft
- Die innere Struktur des KZ Dautmergen und seiner Häftlinge
- Das Ende des Unternehmens Wüste und die Todesmärsche
- Nach der Befreiung: Exhumierung der Toten und Einrichtung von Friedhöfen
- Juristische Aufarbeitung der Verbrechen

Das Buch endet mit einem tief berührenden „Epilog“ (S. 353-404): mit

der Lebensgeschichte und mit ausgewählten literarischen Zeugnissen des 1922 geborenen und 1951 verstorbenen polnischen Häftlings in Dautmergen, Tadeusz Borowski. Er konnte nach der Besetzung Polens 1939/40 in einer Warschauer „Untergrund-Universität“ Literatur studieren. Im Februar 1943 wurde er von der Gestapo verhaftet und im August 1944 nach Dautmergen deportiert. Am 1. Mai 1945 wurde er im Dachauer Außenlager Allach von den Amerikanern befreit. 1946 kehrte er nach Warschau zurück. Noch in Deutschland – im DP-Lager Freimann – begann er seine KZ-Erlebnisse aufzuschreiben. Sie erschienen erstmals 1946 auf Polnisch und im Jahr 2006 in unter dem Titel „Bei uns in Auschwitz“.

Ein quälendes Thema der Überlebenden des KZ-Terrors dominiert Borowskis Berichte: die absolute Entsolidarisierung der Häftlinge und die damit verbundenen Schuldgefühle. In einem Brief an seine Verlobte schreibt er (Borowski S. 32; Zekorn S. 362):

„Nimm eine Million Menschen oder auch zwei, drei Millionen, töte sie so, dass niemand davon erfährt, nicht einmal sie selbst, nimm einige hunderttausend Menschen gefangen, zerbrich ihre Solidarität, hetze einen Menschen auf den anderen und [...] Du hättest mich für verrückt gehalten [...] Wie ist es möglich, dass keiner aufschreit, ihnen ins Gesicht spuckt, sich auf sie stürzt? Dass wir vor den vom Wald kommenden SS-Männern die Mütze ziehen, wenn sie uns aufrufen, dass wir ihnen folgen in den Tod, und nichts passiert? Wir hungern, werden vom Regen durchnässt, sie nehmen uns unsere Liebsten. Siehst du, das ist das Mystische. Das ist die seltsame Macht des Menschen durch den Menschen. Das ist die grausame Trägheit, gegen die nichts ankommt.“

Der Autor des Bandes, Andreas Zekorn, Leiter des Archivs „Zollernalbkreis“ in Balingen, hat hier die Zusammenfassung zahlreicher eigener und fremder Studien und Publikationen vorgelegt: Es ist ein genaues und tief eindrückliches Zeugnis der deutschen Geschichte, ein Werk, das Gültigkeit behält. Dass es die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg in ihre landeskundliche Schriftenreihe aufgenommen hat, ist sehr zu begrüßen.

Silvester Lechner

Veröffentlichungen des DZOK

DZOK-Manuskripte

Bd. 1: Ulmer Geschichtswerkstatt zur NS-Zeit (Hrsg.),
Die „Hitlerjugend“ am Beispiel der Region Ulm/Neu-Ulm. Ein Aspekt im Umfeld der „Weißen Rose“, 1942/43. Eine kommentierte Dokumenten- und Materialien-Sammlung. 6. Aufl., Ulm 2004, 170 S., 10 €

Bd. 2: Claudia Dauerer,
Alfred Moos, ein Ulmer Jude auf der Flucht vor dem NS-Staat. Ein Beitrag zur deutschen Emigration nach Palästina. 2. Aufl., Ulm 1995, 150 S., 8 €

Bd. 3: Silvester Lechner (Hrsg.),
Schönes, schreckliches Ulm. 130 Berichte ehemaliger polnischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die in den Jahren 1940 bis 1945 in die Region Ulm/Neu-Ulm verschleppt worden waren. 2. Aufl., Ulm 1997, 420 S., 20 € (zurzeit vergriffen!)

Bd. 4: Silvester Lechner,
Ulm im Nationalsozialismus. Stadtführer auf den Spuren des Regimes, der Verfolgten, des Widerstands. Ulm 1997, 120 S., 8 € (zurzeit vergriffen!)

Weitere Veröffentlichungen

„... daß es so etwas gibt, wo man Menschen einsperrt ...“
Das KZ Oberer Kuhberg bei Ulm. Ein Film von Bernhard Häusle und Siegi Jonas.

Silvester Lechner (Hrsg.):
Die Kraft, nein zu sagen. Zeitzeugenberichte, Dokumente, Materialien zu Kurt Schumachers 100. Geburtstag. Ulm (DZOK) 1995, 80 S., 10 € (zurzeit vergriffen!)

Markus Kienle:
Das Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Ulm (Klemm + Oelschläger) 1998, 220 S., 50 Abb., 10 € (zurzeit vergriffen!)

Myrah Adams:
Die Würde des Menschen ist unantastbar. Das KZ Oberer Kuhberg in Ulm, 1933–1935, Katalog zur Dauer Ausstellung 2001. Ulm 2002, 64 S., 138 Abb., 10 €

Markus Kienle:
Gotteszell – das frühe Konzentrationslager für Frauen in Württemberg. Die Schutzhaftabteilung im Frauengefängnis Gotteszell in Schwäbisch Gmünd. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2002, 90 S., 12 € (zurzeit vergriffen!)

Vorstand Stiftung Erinnerung Ulm (Hrsg.):
Die Stiftung Erinnerung Ulm – für Demokratie, Toleranz und Menschenwürde. Ihre Gründung, ihr Zweck, ihre Ziele. Ulm 2004, 64 S., 22 Abb., 10 €

Hans Lebrecht:
Gekrümmte Wege, doch ein Ziel. Erinnerungen eines deutsch-israelischen Kommunisten. Herausgegeben von Silvester Lechner, DZOK. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2007, 144 S., 30 Fotos, 19,80 €

Roman Sobkowiak:
Eindeutschungsfähig?! Eine polnisch-deutsche Biografie im NS-Staat und in der jungen Bundesrepublik. Herausgegeben von Silvester Lechner, Doku-Zentrum. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2009, 116 S., 60 Fotos, 19,80 €

Markus Heckmann:
NS-Täter und Bürger der Bundesrepublik. Das Beispiel des Dr. Gerhard Klopfer. Herausgegeben von Silvester Lechner und Nicola Wenge, DZOK. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2010, 120 S., 19,80 €

Annette Lein/Nicola Wenge:
Jugendarbeit und Demokratieerziehung an KZ-Gedenkstätten in Baden-Württemberg. Ein Leitfaden des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg Ulm für bürgerschaftlich getragene Erinnerungsorte, Ulm 2010, 40 S.

Oliver Thron:
Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“. Ein Gedenkbuch für die Opfer der NS-Militärjustiz in Ulm. Herausgegeben von Nicola Wenge, Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2011, 84 S., 16,80 €

Regierungspräsidium Tübingen, Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg (Hrsg.):
„Württembergisches Schutzhaftlager Ulm“: Ein frühes Konzentrationslager im Nationalsozialismus (1933-1935). Informationen und Arbeitshilfen für den Besuch der Ulmer KZ-Gedenkstätte mit Schülerinnen und Schülern, Tübingen/Ulm 2013, 125 S., 10 €

Marie-Kristin Hauke, Thomas Vogel:
Erinnern in Ulm. Demokratischer Neubeginn nach 1945 und Auseinandersetzungen um den Nationalsozialismus. Herausgegeben von DZOK und Stadtarchiv Ulm. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2014, 167 S., 14,80 €

Annette Lein/Nicola Wenge/Juliette Constantin:
„Was geht mich Eure Geschichte an?“ Interkulturelle Materialien für den Besuch der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg Ulm mit Schülerinnen und Schülern. Ulm 2015, 44 S. + DVD.

Ulrike Holdt:
Das materielle Erbe der Zeitzeugen sichern – Informationen und Anleitungen zur Archivarbeit in Gedenkstätten am Beispiel des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg Ulm. Ulm 2015, 66 S.

Ingo Bergmann:
1938. Das Novemberpogrom in Ulm – seine Vorgeschichte und Folgen. Herausgegeben von DZOK und Stadtarchiv Ulm. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2018, 78 S., 14,80 €

Gudrun Silberzahn-Jandt/Josef Naßl:
„... aber ich hoffe, dass ich nicht verloren bin“: Gedenkbuch für die Ulmer Opfer von NS-Zwangssterilisation und „Euthanasie“-Morden. Herausgegeben von DZOK und Stadtarchiv Ulm. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2020, 207 S., 26,80 €

Nathalie Geyer/Mareike Wacha:
„Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“: Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache. Informationen und Arbeitsmaterialien des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg. Ulm 2020, 81 S., 5 €

Bestellung und Versand (zusätzlich Versandkosten) sind auch über das DZOK möglich!

DZOK-Programm Sommer/Herbst 2020

Die KZ-Gedenkstätte im Fort Oberer Kuhberg

Die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg kann seit dem 31. Mai unter Berücksichtigung der geltenden Hygienemaßnahmen und ausschließlich nach Voranmeldung wieder besichtigt werden – vorbehaltlich der aktuellen Entwicklung.

Besuchsmöglichkeiten der KZ-Gedenkstätte (Stand 31.5.2020)

Sonntagsführungen nach Voranmeldung:

Einstündige Führungen durch Ausstellung, Teile des Außengeländes und die ehemaligen Häftlingsunterkünfte (je max. 4 Personen) jeweils um 14.30 Uhr und um 16.00 Uhr.

Kosten: 2,00 €/0,50 €

Gruppenangebote unter der Woche für WGs und Familien nach Anmeldung:

45-minütige Führungen für Familien und Personen, die in einem Haushalt zusammenleben (je max. 4 Personen)

Kosten: 20,00 € zzgl. 2,00 €/0,50 € p. P.

Klassenbesuche/Gruppenbesuche:

Wann größere Gruppen-/Klassenbesuche wieder möglich sind, hängt von den Auflagen der Corona-Verordnung und den kulturministeriellen Verordnungen ab. Bitte richten Sie dazu Ihre Anfragen, auch zu unseren weiteren Angeboten (GFS, thematische Recherchen, individuelle Beratungen, digitale Lernangebote usw.) direkt an das DZOK.

Gebühr für die Führung: 40 €, Eintritt: 2 €/0,50 €

Anmeldung über das Büro des DZOK:

Büchsenengasse 13, 89073 Ulm
Tel. 0731/21312
Fax 0731/921 4056
info@dzok-ulm.de

Mitarbeitende:

Dr. Nicola Wenge (Leiterin), Annette Lein, Josef Naßl, Katja Hamm, Mareike Wacha, Johannes Lehmann

Bürozeiten:

Mo-Do 9-17 Uhr, Fr 9-13 Uhr

Dauerausstellung des DZOK „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Die Dauerausstellung in der KZ-Gedenkstätte spannt den inhaltlichen Bogen von der NS-Machtübernahme in Ulm bis zur Etablierung der Gedenkstätte in den 1980er Jahren. Zu sehen sind Bilder, Texte und Exponate zum Ulmer KZ, zu den Häftlingen und Tätern, auch vor und nach der Lagerzeit.

Wanderausstellung des DZOK „Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“: Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache“. 10 Tafeln zu 8 Begriffen aus Geschichte und Gegenwart.

In einer Ausfertigung ist die Ausstellung ab 8/2020 dauerhaft in der KZ-Gedenkstätte zu sehen. Mehr dazu über das DZOK-Büro.

Online-Sonderausstellung „Nebenan. Die Nachbarschaft der Lager Auschwitz I-III“ und digitales Begleitprogramm

in Kooperation mit der LpB
Zu finden unter www.dzok-ulm.de/sonderausstellung_nebenan.html

Wir bieten folgendes Online-Begleitprogramm an:

Autorengespräch mit dem Fotografen Andreas Langen

Mit der Gedenkstättenpädagogin Annette Lein.

Online-Lesung von Autor Harald Jähner

Aus seinem Sachbuch „Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945-1955“ (2019).

Audio-Interview mit Anwalt Mehmet Daimagüler

Zum Umgang der Justiz mit Auschwitz und zum aktuellen Rechtsterrorismus.

Lokale Ausstellungsergänzung (Video) mit Ulmer Kunstobjekten des Projekts „Nach der Sprachlosigkeit Worte finden“.

Leitung: Anne Käßbohrer, Georg Kocheise, Karl Giebeler

Hinweise zu Einzelveranstaltungen

Angesichts der Unsicherheit, ob und unter welchen Bedingungen Veranstaltungen im Sommer und Herbst im Jahr 2020 stattfinden können, verzichten wir hier auf Vorankündigungen einzelner Veranstaltungen. Veranstaltungshinweise entnehmen Sie bitte der Tagespresse, unserer Webseite www.dzok-ulm.de und unserem Newsletter!

Hinweise zu Nutzung von Bibliothek und Archiv

Aktuell können Archiv und Bibliothek nach Voranmeldung und Terminvereinbarung zu den Bürozeiten genutzt werden. Das Tragen eines Mund- und Nasenschutzes ist erforderlich.

Anfragen werden auch telefonisch und schriftlich beantwortet.

Hinweise zu digitalen Zusatzinformationen

Regelmäßige Beiträge zu aktuellen Themen finden Sie seit Anfang April auf unserer Webseite sowie auf unseren Social-Media-Kanälen.

 [facebook.com/KZGedenkstaetteObererKuhberg](https://www.facebook.com/KZGedenkstaetteObererKuhberg)

 [instagram.com/kzgedenkstaette_obererkuhberg](https://www.instagram.com/kzgedenkstaette_obererkuhberg)

 <https://www.dzok-ulm.de/arbeit.html>

Die Wiedereröffnung des DZOK erfolgt schrittweise. Sollten sich die gesundheitspolitischen Vorgaben der Landesregierung weiter lockern oder wieder verschärfen, wird auch das DZOK mit seinen Angeboten darauf reagieren und behält sich entsprechende Änderungen vor.

Aktuelle Informationen befinden sich auf der DZOK-Webseite.

Diese Nummer der Mitteilungen wird mit unten stehenden Anzeigen gefördert von:

**CDU/UfA-Fraktion
im Ulmer Gemeinderat**

Rathaus, Marktplatz 1, Tel. 0731-61 82 20
www.cdu-fraktion-ulm.de, cdu.fraktion@ulm.de

Dörner Elektrotechnik GmbH

Kohlgasse 31, 89073 Ulm
Tel. 0731-96 69 0-0; Fax: 0731-96 69 0-33
info@doerner-ulm.de; www.doerner-ulm.de

Engel-Apotheke Ulm

Apotheker Timo Ried
Hafengasse 9, Tel. 0731-6 38 84

**FDP-Gruppe
im Ulmer Gemeinderat**

Rathaus, Marktplatz 1, Tel. 0731-161 10 94
www.fdp-fraktion-ulm.de, fdp@ulm.de

**FWG-Fraktion
im Ulmer Gemeinderat**

Tel. 0731-61 88 52, 0731-161 10 95
info@fwg-ulm.de, www.fwg-ulm.de

GRÜNE Fraktion Ulm

Tel. 0731-161-1096, www.gruene-fraktion-ulm.de
gruene-fraktion@ulm.de

Kulturbuchhandlung Jastram

Am Judenhof, Tel. 0731-671 37
info@jastram-buecher.de

protel Film & Medien GmbH

Münchner Straße 1, 89073 Ulm
Tel. 0731-926 64 44
info@protel-film.de, www.protel-film.de

**Rechtsanwälte Filius-Brosch-
Bodenmüller und Kollegen**

Münchner Straße 15, 89073 Ulm
Tel.: 0731-966 42-0; Fax: 0731-966 42-22
info@kanzlei-filius.de

Schirmer Medien GmbH & Co. KG

Boschstraße 16, 89079 Ulm
Tel. 0731-946 88-0
info@schirmer-druck.de www.schirmer-druck.de

Sparkasse Ulm

Hans-und-Sophie-Scholl-Platz 2, 89073 Ulm
Tel. 0731-101-0, kontakt@sparkasse-ulm.de

**SPD-Fraktion
im Ulmer Gemeinderat**

Rathaus, Marktplatz 1, Tel. 921 77 00
spdfraktion@ulm.de, www.spd-ulm.de

**Unterstützen Sie das Ulmer DZOK!
Werden Sie Mitglied!**

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft im
Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e. V.
– KZ Gedenkstätte –, Postfach 2066, 89010 Ulm
Beitrittserklärung und Bankeinzugsermächtigung

.....
Name und Vorname

.....
Straße und Hausnummer

.....
PLZ und Wohnort

.....
eMail

.....
IBAN

Mit dem Einzug meines Mitgliedsbeitrags in Höhe von

€

.....
im ersten Quartal des jeweiligen Kalenderjahrs von
meinem Konto mittels Lastschrift bin ich einverstanden.
Das SEPA-Lastschriftmandat kann durch schriftlichen
Widerruf beendet werden. Der Mitgliedsbeitrag beträgt
mindestens 35€ (für Arbeitslose, Schüler*innen,
Studierende, Rentner*innen 15€) im Kalenderjahr.

.....
Datum, Unterschrift

Empfangsbekanntnis zum Datenschutz:

Ich hatte die Möglichkeit, die Datenschutzhinweise des
DZOK unter www.dzok-ulm.de/Datenschutz oder in der
Geschäftsstelle Büchergasse 13, 89073 Ulm einzusehen;
sie wurden mir auch in Papierform angeboten.

.....
Datum, Unterschrift